

Retrovolution (Leseprobe)

Yves Gorat Stommel

Danksagung

an die inspirierenden Texte von den unterschiedlichsten Philosophen, Zukunftsforschern, Science-Fiction-Autoren und Wissenschaftlern, die mich mit ihrer Arbeit und ihren Texten immer wieder dem Alltag entreißen.

Impressum

Retrovolution
© Yves Gorat Stommel
Erste Auflage 2022
ISBN-13: 979-8835180837

Lektorat:
Anja Koda

Coverabbildung:
vectoradics

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook:
www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstraße 14, 45127, Essen

Hauptcharaktere

Menschheitsprägung Denas

Rim: Genetikerin mit Forschungsschwerpunkt Psyphas; 50 Jahre alt.

Hans: Singularitätsforscher; 37 Jahre alt.

Menschheitsprägung Omega

Lennon: Konstabler; verheiratet mit Maya, 34 Jahre alt.

Maya: Emotions-Coach; verheiratet mit Lennon; 44 Jahre alt.

Menschheitsprägung Psyphas

Bo: Schülerin; 14 Jahre alt.

Zoe: Schülerin; 16 Jahre alt.

Menschheitsprägung Retro

Edward: Dorfältester von Communia; 73 Jahre alt.

Victoria: Lehrerin und Schuldirektorin; 49 Jahre alt.

Menschheits-Prägung Trans

Melinda: Emulationsforscherin; Schwester von Dell; 55 Jahre alt.

Dell: VR-Zeitdehnungs-Forscher; Bruder von Melinda; 35 Jahre alt.

Ein Glossar zu den Menschheitsprägungen, Orten, historischen Ereignissen und technischen sowie wissenschaftlichen Begrifflichkeiten befindet sich am Ende des Buches.

Prolog, Tag -7336

Alle zwanzig bis dreißig Jahre ereignet sich ein Vorfall, der eine ganze Generation prägt. Ein einschneidendes Ereignis, das fortan ihr Verhalten, ihre Überzeugungen, ihre Ängste und ihre Hoffnungen beeinflusst. Der Zweite Weltkrieg, der Vietnamkrieg, die Mondlandung, der Mauerfall, der elfte September, der Cyberkrieg, die ökonomische Befreiung, die erste individualistische Revolution, das Ablegen der Archen mit dem Ziel der Besiedlung des Planeten Nova, die zweite individualistische Revolution, die Auslöschung und die Rückkehr der Arche I – sie alle änderten den Kurs der Menschheit.

Für Lennon und seine Generation war dieses Ereignis eines auf Raten. Die Ursachen waren nicht klar, die Auswirkungen anfangs nicht absehbar. Aber der initiale Vorfall warf einen längeren Schatten, als sich auch nur ein einziger der etwa 1.100 verbliebenen Menschen zu diesem Zeitpunkt vorstellen konnte.

Und der vierzehnjährige Lennon hatte das Pech, Zeuge zu sein.

Lennon sah mit einer Mixtur aus Schock und Neugierde auf die Pistole in Leys Hand. Es war das erste Mal, dass er eine zu Gesicht bekam: Die archaischen Schusswaffen waren heute, im zweiundzwanzigsten Jahrhundert, eigentlich ausschließlich im Museum auffindbar. Seit die Arche I – und damit die Menschheit – vor etwa vierzig Jahren zur Erde zurückgekehrt war, gab es keine Notwendigkeit mehr für Verteidigungs- oder Angriffswaffen. Die Bevölkerung lebte, wenn auch nicht harmonisch, immerhin friedlich zusammen.

Nur mühsam löste sich Lennons Blick von der Pistole und wechselte auf das angespannte Gesicht der Sechzehnjährigen.

Ley.

Ley, die er seit Jahren heimlich verehrte, der er nie seine Gefühle gestanden hatte.

Ley, deren jüngerer Bruder Joe mit ihm in die Klasse ging, und den er bevorzugt zu Hause besuchte, da er dort, mit etwas Glück, dessen Schwester über den Weg laufen würde.

Im Nachhinein betrachtet, hätte er dagegen heute liebend gerne auf die Begegnung verzichtet. In Sekundenbruchteilen hatten Verwirrung

und Angst die initiale Freude beim Anblick der verehrten Psyphas abgelöst.

»Du bist ein Omega, richtig?«, fragte sie, auf seine Prägung anspielend. Sie selbst gehörte den Psyphas an. In den letzten Jahren hatten sich die fünf Prägungen der Menschheit – Denas, Retro, Psyphas, Omega und Trans – zunehmend auseinandergelebt. Doch über die Schule gab es nach wie vor forcierten Kontakt, und Joe und Lennon waren seit nunmehr zwei Jahren befreundet.

Trotz der angespannten Situation spürte Lennon keimende Verärgerung. Was sagte ihre Frage über ihr Interesse an ihm aus, wenn sie nach all den Besuchen nicht wusste, welcher Prägung er angehörte?

Er nickte knapp.

In ihrem Gesicht zeigte sich Mitleid. »Ihr Omega habt vielleicht noch ein paar Jahre. Jahre der glückseligen Unwissenheit. Genießt sie. Für uns Psyphas läuft der Countdown leider längst.«

»Was meinst ...«, begann Lennon, als Ley ihn unterbrach.

»Geh nach Hause und komm nicht wieder.«

»Warum hast ...«

Sie hob die Waffe und richtete sie auf seinen Kopf. »Sofort.«

Verängstigt wich er zurück und lief den Flur entlang zur Tür, die automatisch zur Seite in die Wand hineinglitt.

Ley wandte sich bereits zum Gehen, hielt dann kurz inne und sah ihn an. »Ich mache das nur, weil ich sie liebe. Ich erspare ihnen allen bloß unermessliches Leid.«

Sie hatte sich bereits wieder von ihm abgewendet, als sich die Tür vor ihm schloss.

Hastig ging Lennon den kurzen Gartenpfad entlang, mit den Augen die Umgebung nach Hilfe absuchend. Dieser Stadtbezirk von Ararat, der einzigen menschlichen Siedlung auf der Erde, war mittlerweile ausschließlich von Psyphas bewohnt. Alles wirkte ruhig, unbeschwert und friedlich.

Bloß in dem weißen Wohnkubus hinter ihm war die Welt aus den Fugen geraten.

Ein Schuss erklang, unerwartet laut und scharf. Ein lauter Aufschrei mehrerer Stimmen war die Antwort.

Drei weitere Schüsse folgten. Erschrocken ging Lennon in die Hocke und nahm den Kopf zwischen die Arme.

Einen Moment lang kehrte die Stille zurück.
Dann folgte ein letzter Schuss.

Bo, Prägung Psyphas, Tag 0

Das Aufwachen war für Bo in den letzten Wochen zum wahren Befreiungsschlag geworden.

Auch heute war dies nicht anders: Schweißgebadet schreckte sie hoch. Ihr Puls raste. Panisch sah sie um sich. Erst als sie erkannte, dass sie den gefürchteten Schlaf hinter sich gebracht hatte, atmete sie auf.

Sie nahm die nasse Decke und drapierte sie über Stuhl und Schreibtisch – den einzigen beiden anderen Gegenstände in ihrem spartanisch eingerichteten Zimmer, in dem nicht ein einziger Farbtupfer die weiße Eintönigkeit durchbrach. Die Wohnungen der Psyphas waren notorisch karg, da die durchgängige Medikation für eine äußerst ausbalancierte Stimmung sorgte.

Daher war es eher untypisch, dass Bo sich seit Tagen unausgeglichen fühlte.

Sie trat in den Flur und rief nach ihrer Mutter, erhielt aber keine Antwort. Dafür wurde sie über die in ihren Ohren eingeklebten Lautsprecher informiert, dass ihre Mutter bereits vor einer Stunde aufgebrochen war.

Bo ignorierte die auf ihren elektronischen Kontaktlinsen aufleuchtende Warnung sowie das in ihren Ohren tönende Piepen. Beide Alarme drängten sie, ihre tägliche Mixtur aus Psychopharmaka und Nahrungsergänzungsmitteln einzunehmen. Sie lief entschlossen an der Küche vorbei und lächelte säuerlich. Denn es war immer noch sie selbst, die entschied, was sie wann tat – und nicht etwa die auf der Kücheninsel stehende Spender-Unit, die sie auf den Nährstoffmangel in ihrem Blut und die chemische Imbalance in ihrem Gehirn hinwies. Sie fragte sich, ob diese trotzig-einstellige Einstellung eine Randerscheinung der Pubertät war, oder einfach nur ein Charakterzug.

Trotz der sich selbst vorgegaukelten Stärke war Bo zu intelligent, um nicht zu wissen, dass sie wie die meisten Psyphas süchtig war. Abhängig. In ihrem Fall kam allerdings eine gefährliche Tendenz hinzu: Kaum drei Tage war es her, dass sie zum letzten Mal die Konzentration des Epsilon-Blockers angepasst hatte. Manuell. Nach oben. Obwohl die Spender-Unit ihre tatsächlichen Bedürfnisse kannte und keinen Eingriff erforderte. Dementsprechend wollte sie heute Stärke

demonstrieren, nicht intervenieren und die Einstellung ihres Pharmazeutika-Cocktails den Entscheidungsalgorithmen überlassen.

Der 3D-Drucker der Spender-Unit war die neueste Version und spuckte – wie seine identischen Zwillinge in den anderen Psyphas-Haushalten in ganz Ararat – jeden Morgen eine einzelne Tablette für ihre Besitzer aus. Die kleinen, wissenschaftlichen Kunstwerke setzten sich aus hundertfünfzig bis dreihundert unterschiedlichen Nahrungszusätzen und Pharmazeutika zusammen, abgestimmt auf die psychische und physische Verfassung der oder des jeweiligen Psyphas.

Während die Rezeptur der Tabletten sich von Person zu Person unterschied, vereinte die Prägung der Psyphas die Grundeinstellung, dass ein ausgewogenes und glückliches Leben in erster Linie durch die Einnahme bewusstseinsverändernder Mittel erreicht werden konnte. Der Name Psyphas war vor mehreren Jahrzehnten zuerst als Kurzform des Begriffs Psychopharmaka aufgegriffen worden, bevor er zur Bezeichnung einer sich neu herausbildenden Prägung geworden war. Einer sich zunehmend von den anderen Klassen der Menschheit fortentwickelnden Gruppe.

Dabei hatten die Psyphas – wie die Retro und die Omega – äußerlich noch viel gemeinsam mit den Menschen der letzten Jahrtausende. Dagegen waren die Trans aufgrund ihrer technischen Erweiterungen von Körper und Geist relativ einfach als eigene Prägung erkennbar. Und die genetischen Anpassungen der Denas hatten sich ebenfalls längst auf deren Erscheinungsbild ausgewirkt.

Die Zähne zusammenbeißend und absichtlich keinen Blick in die Küche mit der Spender-Unit werfend, begab Bo sich in die Dusche. Sie musste sich beeilen, wollte sie nicht zu spät zum Unterricht kommen.

Kurz darauf wartete Bo ungeduldig und mit noch nassen Haaren vor ihrem Drucker. Kaum zehn Sekunden brauchte der Apparat, dann gab er die kleine Tablette frei. Aufgrund der 3D-Struktur und der ausgeklügelten Verkapselung wurden die Wirkstoffe und Nahrungsergänzungsstoffe optimal über den Tag freigegeben. Bos elektronische Kontaktlinsen zeigten die heutigen Level der unterschiedlichen Pharmazeutika an. Zu ihrer Überraschung war das Niveau der Epsilon-Blocker gegenüber gestern nicht etwa abgesenkt, sondern um zehn Prozent höher angesetzt worden. Sie hatte eine

Reduzierung erwartet, um einer drohenden Abhängigkeit vorzubeugen.

Erleichtert und gleichzeitig besorgt überprüfte sie die Informationen – und schüttelte dann verwundert den Kopf. So viele Emotionen wie in den letzten Tagen hatte sie in ihren restlichen vierzehn Lebensjahren nicht durchlebt! Einerseits verspürte sie Sorge angesichts der immer stärker werdenden Sucht. Andererseits war sie erleichtert, dass die erhöhte Dosis ihre destruktiven Gedanken in Schach halten würde.

Die Gedanken, die sich bereits wieder an sie heranpirschten.

Bo merkte, wie sie zunehmend unruhig wurde und sich vor ihrem geistigen Auge eine Schwärze auszubreiten begann. Eine fast schon greifbare Mischung aus Panik und Abscheu, die immer mehr ihres mentalen Blickfeldes ausfüllte.

Bo entnahm die Tablette und schluckte sie hinunter.

Die Erleichterung kam augenblicklich. Aufatmend ließ sie sich auf einen Stuhl nieder – und genoss das Gefühl, emotional in Watte eingebettet zu sein.

Die Epsilon-Blocker limitierten ihre geistige Klarheit. Ihrem Denken wurde Schranken gesetzt. Anstelle einer unendlich ausgedehnten mentalen Spielwiese wurden rechts und links Mauern hochgezogen, die einen Wohlfühlbereich absteckten.

Sie fühlte sich wieder auf sicherem Grund und Boden.

Sie atmete auf und wollte aufstehen.

Ihr Körper gehorchte nicht.

In ihren Kontaktlinsen tauchte eine Warnung auf, doch sie kam nicht mehr dazu, diese zu lesen.

Vor Bos Augen begann die Welt zu verschwimmen und sie verlor das Bewusstsein.

Edward, Prägung Retro, Tag -2

Vereinzelt drangen gedämpft die Stimmen von Passanten durch die Holzwände der Scheune. Im Frühling und Sommer dehnten sich die Balken und Bretter aus und schlossen damit die sich im Winter auftuenden Spalte fast vollständig. Das auf mehreren Ebenen abgelagerte Heu schluckte zusätzlichen Schall.

»Gott, es tut mir so leid«, murmelte Edward in seinen Bart, während er den Kopf des um sich schlagenden Jungen unter Wasser drückte.

Dabei glaubte Edward längst nicht mehr an Gott – egal, an welchen. Mit seinen nunmehr dreiundsiebzig Jahren hatte er alle Lebensabschnitte und die damit verbundenen, spirituellen Phasen eines typischen Retro durchlaufen. Der Religion hatte er schon recht früh abgeschworen.

Das Aufbäumen des Zwölfjährigen wurde schwächer. Bald würde die Tortur ein Ende haben. Sowohl für den Jungen als auch für Edward. Er verabscheute die Tat. Er hasste die Notwendigkeit. Die Pflicht, die ihn immer wieder dazu trieb, zu töten. Und die Trauer ... Er hielt die hilflose, gefühlt grenzenlose Trauer der betroffenen Eltern kaum aus. Nicht nur hatten sie eines ihrer Kinder verloren; sie würden darüber hinaus nie erfahren, warum.

Der Junge wehrte sich nicht mehr. Bloß vereinzelte Luftblasen stiegen noch auf. Schläff lag der schwächliche Körper unter dem mit zunehmendem Alter immer stabiler werdenden Edward. Der Mann wartete eine weitere Minute, bevor er sich langsam erhob. Schweiß lief ihm von der Stirn und sein Herz raste. Schuldgefühle durchfluteten ihn und am liebsten würde er in Tränen ausbrechen. Nach seinen Tötungen kam es sogar vor – früher öfter als heute –, dass es ihn drängte, sich sofort im Anschluss selbst zu richten.

Einmal tief ein- und ausgeatmet. Ein Blick über die Schulter zu dem von Innen verrammelten Scheunentor. Der Versuch, einen klaren Kopf zu bekommen. Abstand zu gewinnen.

Edward bückte sich schwerfällig, mit sichtbarem Widerwillen, und zog den Jungen weg von dem Trog, hin zur gegenüberliegenden Wand. Dort platzierte er die Leiche in einer sitzenden Position zwischen die Heuballen. Sich von dem blassen Gesicht abwendend, zog Edward ein paar Streichhölzer hervor, zündete eines an, zögerte

nur einen Augenblick – und legte es dann behutsam auf dem Heuballen direkt hinter dem Jungen ab.

Nach wenigen Sekunden loderten erste Flammen empor.

Ein letzter, entschuldigender Blick auf sein Opfer, das in einer annähernd natürlichen Position im Heu saß. Dann begab Edward sich nach draußen.

Der fahle Mond rief zwischen den einzelnen Bauten und Bäumen unheimliche Schatten hervor. Es drang kaum Licht aus den Gebäuden, Laternen gab es nicht. Bis auf ein einzelnes Telefon, im Besitz von Edward, gab es kaum Elektrogeräte. Das Fehlen von Radios, Fernsehern oder Haushaltsgeräten prägte die Geräuschkulisse der Kommune nachhaltig. Die hier wohnhaften Retro lebten absichtlich wie vor etwa dreihundert Jahren – ohne fortschrittliche Technik, genetische Eingriffe und Psychopharmaka. Äcker und Viehbestand versorgten die Kommune mit Nahrung. Dabei wurden die Retro für das gelegentliche Essen von Tierprodukten durch andere Prägungen als rückständig und sogar barbarisch angesehen.

Es war ein ursprünglicheres Leben. Und in der Regel auch ein kürzeres.

Durch die tiefen Schatten dieser und zweier weiterer Scheunen ging Edward in Richtung des Dorfplatzes von Communia. Lachen und Gitarrenspiel drangen an seine Ohren.

Die Gemeinschaft der Retro bestand aus einer Vielzahl an Scheunen, etwa neunzig Bauernhöfen, einer Dorfkirche und natürlich dem dazugehörigen Marktplatz. Hier traf sich an warmen Sommerabenden wie dem heutigen das ganze Dorf. Musiker fanden sich spontan zusammen, Ehepaare tanzten, Kinder jagten hinter Hühnern her.

Eine auf den ersten Blick idyllische Gemeinschaft.

Aber auch nur auf den ersten Blick ...

»Edward!«, rief der bereits angetrunkene Thomas, kam auf den Dorfältesten zu und umarmte ihn.

Edward lächelte und zog den taumelnden Landwirt in Richtung der aufgestellten Tische und der Musikantengruppe. Dabei widerstand er der Versuchung, einen Blick über die Schulter zu werfen. Noch wären dort ohnehin bloß die Schatten der Scheunen und Bauernhöfe zu sehen. Der rote Schein der Flammen würde erst mit dem Teileinsturz des Daches sichtbar werden. Vielleicht würde der Rauch schon vorher

bemerkt werden, auch wenn die Dunkelheit dessen Entdeckung zumindest verzögern dürfte.

Edward begrüßte Alice zu seiner Linken und Emma zu seiner Rechten. Als Leiter der Gemeinschaft, als sogenannter Dorfältester, genoss er einen gewissen Respekt. Dieses Ansehen ging jedoch mit Verpflichtungen einher: Er war derjenige, an den man sich im Falle der Not wendete. Und ein solcher Moment näherte sich schnellen Fußes.

»Feuer!«

Michael rannte in die noch entspannte Menschenmenge hinein, sah wild um sich, bis sein Blick an Edward hängen blieb.

»Edward! Feuer! In der Scheune der Meyers!«

»Ist sie noch zu retten?«, fragte der Dorfälteste, während die Musik erstarb und alle sich ihnen zuwendeten.

Michael hob unsicher die Schultern und schüttelte dann den Kopf.

»Ist jemand drin?«

»Ich glaube nicht.«

»Die Scheune steht isoliert – das Feuer kann sich nicht ausbreiten. Wir sollten trotzdem versuchen, die Türen und das Tor zu öffnen. Es könnten noch Tiere eingesperrt sein.«

Michael nickte und rannte los, gefolgt von ein paar weiteren Männern. Die Kinder hetzten aufgeregt hinterher, bevor sich auch Edward und die restlichen Bewohner von Communia aufmachten.

Als Edward bei der Scheune ankam, mühten sich bereits einige Männer an dem schweren Tor ab. Erst eine Axt brachte den gewünschten Erfolg. Mit dem Aufschwingen der Türflügel bot sich das Bild eines Höllenschlundes. Flammen schlugen ihnen entgegen.

Die Männer wichen ein paar Schritte zurück. Es blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis das Feuer sich ausgebrannt hatte.

Und zu dem Zeitpunkt wäre von dem dort drinnen brennenden Jungen höchstens noch das Skelett übrig.

Edward richtete den Blick gen Himmel. In solchen Momenten zweifelte er nicht. Er kannte die Wahrheit. Er besaß die absolute Gewissheit.

Es konnte keinen Gott geben.

Denn ein rechtschaffener Gott hätte es nie so weit kommen lassen.

Lennon, Prägung Omega, Tag 1

»Schon wieder?«, fragte Maya amüsiert, als Lennon neben ihr genervt den Kopf schüttelte.

»Immer noch«, erwiderte Lennon. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto frustrierter werde ich.«

»Dann denke nicht darüber nach.«

»Hm«, grunzte er, sich für den Moment auf sein Training konzentrierend. Heute lag der Fokus auf dem Unterkörper. Seit einer guten halben Stunde tangierte er absichtlich die Grenze zur Muskelererschöpfung. Das Trainingsrad ließ sich dabei nicht betrügen und stellte sich fortlaufend auf seine aktuelle Belastungsgrenze ein. Leichte Vibrationen auf den Pedalen stimulierten seine Muskeln und Elektrofelder unterstützten den Trainingseffekt, während sie gleichzeitig seine Vitalkennwerte auslasen.

Sie setzte wieder an: »Wenn es dich so belastet, dann kümmere dich einfach nicht länger ...«

»Dadurch löst sich das Problem aber nicht«, fiel er ihr ins Wort.

»Nein«, stimmte sie versöhnend zu. »Nur wäre es dann nicht mehr dein Problem. Dein Job belastet dich offensichtlich. Und niemand verpflichtet dich, dieser – oder irgendeiner – Arbeit nachzugehen.«

Sie hatte natürlich recht. Vor etwa fünfzig Jahren hatte die Menschheit mithilfe künstlicher Intelligenz zum zweiten Mal die ökonomische Befreiung realisiert: den Punkt in der technologischen und sozialen Entwicklung, an dem es nicht länger notwendig war, dass jeder Mensch arbeitete. Eine dynamische, teils chaotische Zeit, während der die Menschheit nach ihrer Rückkehr auf die Erde erneut auf ein bedingungsloses Einkommen (BE) umgestellt hatte. Das BE stellte einen hohen Lebensstandard aller sicher und machte nicht nur die Privatwirtschaft, sondern auch den gesamten Staatsapparat mit seinen Ämtern, Beamten und Dokumentenbergen vom einen auf den anderen Tag überflüssig. Allerdings hatte sich schnell gezeigt, dass menschliche Zufriedenheit eine produktive Beschäftigung voraussetzte. Schon bald ging so gut wie jede Person wieder einer Arbeit nach oder widmete sich einem Hobby. Unentgeltlich.

»Jeder Mensch braucht eine Aufgabe«, murmelte er.

»Zumindest die Omega und die Trans«, schränkte Maya ein. »Vermutlich auch die Retro.« Sie überlegte. »Und die Denas.«

»Also bis auf die Psyphas alle«, lachte Lennon. »Und auch die Psyphas arbeiten zu großen Teilen. Trotz der ganzen Stimmungsaufheller, die sie nehmen. Glückseligkeit bedeutet am Ende, eine Erfüllung zu haben. Eine Aufgabe. Einen Nutzen.«

»Das ist deine Definition«, erwiderte sie und lächelte ihn kurz an.

Lennons Ehefrau saß auf einem baugleichen Trainingsgerät und sah wie er durch die Glasfront ihres Apartments auf einen üppigen Garten, der die angrenzenden Häuser ihrer Sicht entzog.

Lennon griff nach seiner Flasche. Der Inhalt war auf sein jetziges Trainingselement abgestimmt: Etwa alle sechzig Sekunden musste er einen Schluck nehmen. Ein striktes Regiment. Passend zum Lebensstil der Omega: körperliches und geistiges Training, Ernährung und Schlaf – alles war aufeinander abgestimmt und die Kombination verlangte besondere Disziplin.

»Ich bin auf jeden Fall froh, dass ich eine Aufgabe habe«, versuchte er das Thema zu einem positiven Abschluss zu bringen. »Es gibt meiner Existenz einen Sinn. Darüber hinaus leiste ich einen Beitrag – und das über die Prägungen hinweg.«

Nach ein paar Sekunden nickte Maya zustimmend. Ihre Miene verriet hingegen, dass sein Kommentar sie weiter beschäftigte. Gleichwohl ging sie nicht erneut auf das Thema ein, sondern konzentrierte sich auf die letzte Phase ihres Trainings.

Er konnte ihr Zögern gut nachvollziehen. Immerhin war die Bevölkerung von Ararat gespalten wie nie zuvor. Die menschliche Geschichte schien sich – wie schon so oft – zu wiederholen. Trotz bester Absichten: Bei der zweiten ökonomischen Befreiung war es das unmissverständliche Ziel gewesen, nicht die gleichen Fehler wie bei der ersten Einführung zu begehen. Doch erneut hatte das, was einst als ausgleichende Maßnahme gedacht war, dazu geführt, dass die Menschen sich zuerst mental und dann auch physisch voneinander abgesondert hatten. Dabei hatte die Trennung bei der ersten ökonomischen Befreiung vor etwa hundert Jahren noch zwischen der arbeitenden Elite und dem nicht arbeitenden Rest stattgefunden. Die Trennlinie der zweiten Zäsur zog sich dagegen entlang der Prägungen, die sich zu diesem Zeitpunkt bereits deutlich herausgebildet hatten. Denas, Psyphas, Trans, Omega und Retro suchten ihr Heil jeweils in

unterschiedlichen Mitteln. Und sie fanden sie eher bei der Weiterentwicklung ihrer eigenen Gruppierungen und nicht an den Schnittstellen zwischen den Prägungen.

Maya beendete ihr Training, dehnte sich und sah ihn aus ihren grünen Augen nachdenklich an. Noch ging ihr Atem schwer und ihr androgyner Körper war vollständig mit einer Schweißschicht überzogen. Aufgrund des täglichen physischen und mentalen Trainings, der Einstellung des Mikrobioms, der Nahrungsergänzungsmittel und der hormonalen Feinjustierung sah sie mit ihren vierundvierzig Lebensjahren kaum anders aus als vor fünfzehn Jahren, als Lennon sie kennengelernt hatte. Damals hatte sie noch mit ihren drei Kindern aus einer vorherigen Beziehung zusammengelebt. Die Töchter waren mittlerweile flügge. So sehr sich ihre Lebenssituation geändert hatte, so gleichbleibend war ihr Äußeres. Bloß die Frisur trug sie mit den Jahren immer kürzer, sodass die heute nur noch wenige Millimeter langen, dunklen Haare Mayas Schädel wie ein dichtes Fell bedeckten.

»Hast du schon neue Hinweise?«, fragte sie.

»Worauf?«, fragte er, lenkte aber sofort ein, als sie irritiert die Augenbraue hob.

»Moment. Die letzten paar Sekunden laufen ...«

Er wusste natürlich, dass sie nach dem ihn so stark beschäftigenden Fall fragte: die Untersuchung zu den immer öfter auftretenden – oder vermuteten – Suiziden junger Psyphas.

Das Gerät schaltete in die Abkühlphase und Lennons Herzfrequenz fiel innerhalb kürzester Zeit auf einen Wert nahe dem Ruhepuls.

Er stieg vom Fahrrad und folgte Maya in die Dusche.

»Die Tendenz ist auf jeden Fall da«, sagte er, während er sich auszog. Wie Maya sah man ihm sein Alter nicht an – auch wenn er ein Jahrzehnt jünger als seine Ehefrau war. »Eine belastbare Statistik fällt aufgrund der geringen Bevölkerung schwer, ein Anstieg der Selbstmorde ist trotzdem definitiv sichtbar.«

»Bei den Psyphas«, stellte Maya klar, neben ihm in die Dusche steigend.

»Für die anderen Prägungen habe ich keine Daten angefragt.«

Ihr Blick hatte etwas Vorwurfsvolles. »Wenn du ein ausgewogenes Bild ...«

»Ich weiß«, unterbrach er sie etwas zu forsch.

Seine Fixierung auf die Psyphas war ein wunder Punkt – und sie wusste dies. Der vor zwanzig Jahren stattgefundene Sippenmord von der Psyphas Ley an ihrer Familie lauerte immer im Hintergrund seiner Gedanken. Natürlich hatte ihn der damalige Tag nachhaltig beeinflusst. Und natürlich versuchte er bis heute zu verstehen, wie es dazu kommen konnte. Dennoch ging er seiner Arbeit möglichst unvoreingenommen nach.

»Ich habe nicht auf damals anspielen wollen«, sagte sie.

Die Dusche schaltete sich automatisch an und besprühte sie von allen Seiten, bloß die Gesichter ließ sie aus.

»Ich weiß«, sagte er in versöhnlichem Ton. »Aber die Psyphas scheinen besonders gefährdet zu sein. Seit gestern ist erneut eine Psyphas verschollen.«

Sie sog scharf die Luft ein. »Schon wieder? Das ist bereits die dritte in den letzten zwölf Monaten!«

»Leider«, antwortete er. »Und sollte sie – Gott behüte – tot aufgefunden werden, so bleiben vermutlich wieder Fragen offen. Viele Psyphas bezweifeln, dass es sich in allen bisherigen Fällen um Selbsttötungen gehandelt hat. Sie schauen mit Argusaugen auf die anderen Prägungen. Zusätzliche Unruhe belastet das bereits gestörte Zusammenleben.«

Die Dusche stellte auf ein feines Peeling um, diesmal auch ihre Gesichter mit einbeziehend.

Gezwungenermaßen schwiegen sie.

Die Pause kam ihnen beiden recht.

Rim, Prägung Denas, Tag 1

»Ich freue mich auf gleich, Zoe!«

Rims elektronischer persönlicher Assistent – kurz EPA – erkannte das Ende des Telefonats und legte auf.

Nachdenklich hob Rim den Blick. Von ihrem Büro im ersten Stock des Forschungsgebäudes Q aus sah sie auf die unberührte Berglandschaft, die sich an die Wildnis hinter der Stadtgrenze Ararats anschloss.

Die letzte verbliebene menschliche Siedlung auf dem Planeten Erde befand sich in einem verfallenen Vorort der ehemaligen Großtraummetropole Atlanta. Bloß hier hatten die Menschen nach der Rückkehr der Arche I ein Stückchen Zivilisation von der Natur zurückerobert.

Von der schier unaufhaltsamen Natur, die bis heute den Rest des einstigen Vorortes überwucherte.

Zwischen den Bäumen ließen sich hier und da noch die künstlichen Formen eines teils eingestürzten Baus oder die ungewöhnlich dünne und hohe Gestalt einer verrosteten Straßenlaterne ausmachen. Weiter entfernt zeigten sich die Gerippe einstiger Wolkenkratzer, deren Stufen zuerst in Richtung Himmel strebten, um sich anschließend wieder unter dem Blätterdach zu verlieren. Terra incognita. Dort, wo die Menschheit einst von der Natur abgeschirmt gewesen war, hatten sich heute Bären, Pumas und Schlangen verfallene Gebäude zum neuen Zuhause gemacht.

In Gedanken blieb Rim noch kurz bei Zoe. Die Sechzehnjährige war ein wahres Wunderkind: hochintelligent, mit scharfem analytischen Verstand und fast schon erschreckend pointierten, philosophischen Gedanken.

Und sie war nicht allein.

In den letzten Jahren häuften sich solche Ausnahmetalente. Oft waren es Mädchen, die in ihrer Teenagerzeit plötzlich ihre Mitschüler hinter sich ließen und in andere mentale Sphären aufstiegen.

Statistik?

Zufall?

Rim glaubte nicht an Zufall. So, wie eigentlich kein Mensch der Prägung Denas an Zufall glaubte. Oder auch nur glauben konnte. Denn

ihre Prägung war quasi die Verkörperung des Gedankens, dass die Menschheit Herr ihres eigenen Schicksals ist. Der Treiber seiner Evolution. Der Schlüssel zur Evolution und damit der zukünftigen Menschheit lag in der DNS, in der Genetik. Und diese zu verstehen, weiterzuentwickeln und zu optimieren, war der Lebensinhalt der Denas.

Wie die meisten Menschen ihrer Prägung war auch Rim Genetikerin. Ihre Spezialisierung waren die Psyphas. Konkret untersuchte sie die Veränderungen im Genom der Prägung. Nicht etwa, weil die Psyphas ihre Gene aktiv optimierten. Vielmehr ließ sich an ihnen eine andere, indirektere Art der Genmanipulation feststellen: Die seit mehreren Generationen praktizierte Nutzung von Psychopharmaka hinterließ ihre Spuren in der DNS der Psyphas. Rim versuchte nachzuvollziehen, wie dieser Prozess vonstatten ging – und was die Auswirkungen waren. Rims These zufolge, führten die genetischen Änderungen in einigen Fällen zu extremen Begabungen.

So wie bei Zoe.

Für ihre Untersuchungen brauchte Rim Zugang zu sowohl der Erbgutinformation als auch zu den mentalen Prozessen der Psyphas. Doch während die Genome aller Menschen mit Ausnahme der Retro zentral abrufbar waren, gab es keine derartige Datenbasis für die Verhaltensweisen, die Denkmuster, die Intelligenz und den Charakter der dazugehörigen Menschen. Hier musste Rim auf herkömmliche Methoden zurückgreifen: direkte Interaktion.

Rim ertappte sich dabei, wie sie immer noch aus dem Fenster starrte. Sie änderte den Fokus ihrer Augen und sah nun nicht länger den Wald, sondern sich selbst in der Spiegelung des Glases.

Ihr Blick erfasste sofort die unverwechselbaren Merkmale einer Denas: die exotisch gefärbten Augen (in ihrem Fall Lila), die überproportional langen Beine, die schmale Taille, die eher breiten Schultern und der große Kopf: Die Stirn war im Vergleich zu denen der anderen Prägungen deutlich höher. Zwar entzog eine Perücke – Denas besaßen keine Körperbehaarung – den Großteil des Schädels dem Blick anderer. Trotzdem konnte jeder sie auf den ersten Blick ihrer Prägung zuordnen.

»Gut«, murmelte sie. »Gut.« Sie war stolz darauf, eine Denas zu sein. Ihre Prägung war die Krönung der Evolution. Sie waren die ersten Lebewesen, welche die natürliche Entwicklung ihres Genoms durch

eine zielgerichtete abgelöst hatten. Damit steuerten sie die körperliche und geistige Weiterentwicklung der Prägung Denas.

Den langen Beinen, den außergewöhnlichen Augenfarben, dem spezifischen Muskeltonus, der auch ohne Training erhalten blieb, und dem Verzicht auf Haare und innere und äußere Geschlechtsmerkmale waren allesamt gezielte Änderungen am Genom vorausgegangen. Der Name war Programm: DNS. DeNaS. Wie die anderen Prägungen hatten auch die Denas ihren Namen über den sie definierenden Lebensansatz abgeleitet.

In ihrem Sichtfeld tauchte ein rotes Leuchten auf. Statt den visuellen Input über die elektronischen Kontaktlinsen abzurufen, drehte Rim sich um und ließ eine Projektion auf die Wand links ihres Schreibtisches werfen. Bis auf ihren Arbeitsplatz, drei Sessel und ein großformatiges, abstraktes Kunstwerk – eine wilde Zusammenstellung von Punkten und Linien – befanden sich keine weiteren Gegenstände in dem etwa fünf bei fünf Meter großen Raum.

Die Projektion zeigte eine Zelle, in der sich ein kleiner Tisch, eine Toilette, ein Waschbecken und ein Bett befanden. In Letzterem schlief ein vierzehnjähriges Mädchen.

Bo.

Die erst gestern von ihr entführte Bo.

Rim rief die Hirnaktivität ihrer Patientin auf.

»Faszinierend«, murmelte sie. Nicht zum ersten Mal heute beobachtete sie begeistert die hochkomplexen Muster. Sie waren von einer bisher unbekanntem Dynamik – und Ausdruck dessen, was die Nutzung von Psychopharmaka im Genom der Psyphas bewirkt hatte. Denn die jetzigen Gehirnaktivitäten gingen nicht auf momentan vorhandene Wirkstoffe zurück – Rim hatte das Mädchen auf Entzug gesetzt.

Trotz der Faszination angesichts der ungewöhnlichen Hirnaktivitätsmuster, machte sich langsam Ernüchterung breit. Bisher hatte Rim nicht herausfinden können, welche mentalen Vorgänge mit den Hirnmustern einhergingen. Einerseits ließen sich im wachen Zustand keine ähnlich komplexen Hirnaktivitäten beobachten. Das Mädchen schien ausschließlich im schlafenden Zustand über gewisse mentale Grenzen hinauszugehen, die sie bei Bewusstsein nicht überquerte. Andererseits war ihre Patientin zwischen den induzierten Ruhephasen nicht in der Lage, die geistigen Prozesse während des

vorhergegangenen Schlags wiederzugeben. Sie konnte sich an nichts erinnern.

Aber vielleicht war Rim hier zu ungeduldig: Die Patientin war bisher gerade mal einen Tag in ihrer Obhut.

Darüber hinaus hatte die Denas sich bereits einen vielversprechenden Lösungsansatz für das Problem überlegt: die Erhöhung der Luzidität der Patientin im Schlafzustand. Mit ein wenig Übung war es fast allen Menschen möglich, sich seiner während des Träumens bewusst zu werden. Man realisierte, dass man träumte. Und dies führte wiederum zu der deutlich gesteigerten Fähigkeit, die Erinnerung an das im Traum Erlebte bis in den Wachzustand zu retten. Damit würde das Mädchen in die Lage versetzt, von ihren Schlaferfahrungen zu berichten.

Da das Mädchen allerdings nicht aus freiem Willen in Rims Labor schlief, kam lediglich eine Ferndiagnose und -behandlung infrage. Glücklicherweise würde dies bei der infrage kommenden Therapeutin keinen Verdacht hervorrufen, da die meisten Menschen davor zurückschreckten, einer fremden Person von ihren Träumen zu berichten. Bei einer solchen Behandlung war Anonymität eher die Regel als die Ausnahme.

Dennoch war der Ansatz nicht ohne Risiko. Rim musste sicherstellen, dass ihre Gefangene sich bei der geplanten Therapie nicht verplapperte oder etwa um Hilfe rief. Doch sie war zuversichtlich, dass sie die Psyphas ausreichend auf Linie bringen konnte.

Rim erteilte den Auftrag für eine Sitzung mit einer Omega, die sich auf Luzidität spezialisiert hatte, während sie mit leichten Gewissensbissen auf das schlafende Mädchen sah. Ihre eigenen Kinder waren längst aus dem Haus, aber sie konnte sich vorstellen, welche Hölle die Familie des Kindes gerade durchmachte.

Ob sie das Richtige tat?

Eigentlich durfte sie daran nicht zweifeln. Wäre sie nämlich der falschen Fährte gefolgt, so hätte AKI längst eine Befreiungsaktion für Bo eingeleitet. Das Akronym AKI stand dabei für *Allgemeine Künstliche Intelligenz* und bezeichnete die Ararat steuernde Einheit. AKI verfügte über eine ähnliche Breite des Denkvermögens wie der Mensch und bildete Judikative, Legislative und Exekutive in einem. Eine nicht-biologische Intelligenz, welche die langfristige Maximierung des menschlichen Glücks zum Ziel hatte.

Ein erneuter, nachdenklicher Blick auf das Mädchen.

Die langfristige Maximierung des menschlichen Glücks, wiederholte Rim die Zielfunktion von AKI im Geiste. *Nicht* die Maximierung des Glücks des einzelnen Individuums – wie AKI im Falle des eingesperrten Mädchens bewiesen hatte.

Denn AKI hatte es ihr nicht nur erlaubt, die Spender-Unit des Mädchens anzusteuern. Vielmehr hatte AKI es ihr regelrecht vorgeschlagen. Erst durch die starke Sedierung war die anschließende Entführung überhaupt möglich gewesen.

Daraus konnte Rim nur schließen, dass ihre Experimente mit dem Mädchen einem größeren Wohl dienen.

Sie war einem wissenschaftlichen Durchbruch auf der Spur!

Dell, Prägung Trans, Tag -10

»Go for Dell!«

Der Trans war allein in seiner Wohnung, als der Anruf kam. Auch wenn sein Kumpel Tence mittlerweile mehr oder weniger bei Dell zu leben schien, hatte er heute Morgen einen seiner Ausflüge vor die Tür angetreten. Somit nahm Dell in trauter Einsamkeit sein Mittagessen zu sich. Die Reste einer Pizza lagen auf einem Teller auf der durchgesessenen Couch, dort, wo sonst Tence saß. Da Trans den Luxus besaßen, bei eventueller Schädigung ihres Körpers künstlichen Ersatz beschaffen zu können, achteten sie weniger auf Ernährung als die anderen Prägungen.

Neben den Überbleibseln des gestrigen Abendessens bot sich das Bild einer leicht vermüllten Wohnung mit zwei Gamer-Sesseln der neuesten Modellreihe im Zentrum.

Dell hatte sich nach der notwendigen Nahrungsaufnahme eben aufmachen wollen, in die virtuelle Welt Virtuuum zurückzukehren, als ihm der Anruf dazwischenkam.

»Machst du einen auf solitär?«, fragte Pod, dessen Gesicht auf der Wand gegenüber von Dell auftauchte.

Wie die meisten Trans legte auch Pod nur begrenzt Wert auf sein Äußeres: Halbblange Haare, ein Dreitagesbart und einen offensichtlich übersehenen Pickel am Kinn zeugten von der begrenzten Eitelkeit des Trans.

Zu seiner Verteidigung musste gesagt werden, dass ihn normalerweise kaum jemand zu Gesicht bekam. Zumindest den physischen Pod. Wie Dell interagierte er in der realen Welt so gut wie gar nicht mit Arbeitskollegen, Freunden oder Verwandten. Stattdessen hatte sich sein Austausch fast komplett auf Virtuuum verlagert, wo er den Großteil seiner Zeit verbrachte.

Virtuum war eine virtuelle Lebensumgebung. Ein Metaversum. Menschen betraten die Simulation als Avatare, um dort sowohl mit anderen Menschen als auch mit simulierten Lebewesen zu interagieren. Es war eine unendlich reichere Welt als die Erde selbst. Mit mehr Möglichkeiten, weniger Konsequenzen und unbegrenzter Ablenkung.

»Ich musste nur schnell was essen«, erklärte Dell, den Teller auf dem Beistelltisch abstellend. »Ich komme gleich wieder rein.«

»Sollte ich auch öfter tun«, realisierte Pod. »Nahrungsaufnahme, meine ich. Wollen wir heute Abend zusammen was essen? Tut uns beiden bestimmt ganz gut, mal rauszukommen. Frische Luft und so ... Echte Leute ...«

Die Stimme von Pod erschallte direkt in Dells Kopf, dorthin übertragen durch sein Brain Computer Interface. BCIs wurden mittels eines minimal-invasiven Prozesses eingesetzt und vernetzten sich über feine Elektroden mit dem menschlichen Gehirn. Das seinige befand sich seit Dells frühester Kindheit direkt unter seiner Schädeldecke und war das Schaltzentrum für alle kognitiven und physischen Erweiterungen, die er sich seitdem angeschafft hatte. Im Prinzip handelte es sich beim BCI um den Universaladapter für jede andere Erweiterung.

Und derer gab es viele.

Die Prägung Trans war gleichzeitig der stärkste Entwickler und der stärkste Nutznießer technologischer Gimmicks wie Exoskelette, Roboterarme und elektronische Kontaktlinsen.

»Du hörst dich wie meine Schwester an«, beklagte sich Dell.

Pod lachte laut auf. »Au, das tut weh! Wie geht es ihr? Ich weiß gar nicht, wann ich sie das letzte Mal in der Öffentlichkeit gesehen habe.«

»Das liegt vermutlich eher daran, dass du selbst nicht draußen warst«, hielt Dell dagegen.

»Guter Punkt«, stimmte Pod zu. »Dennoch: Im Gegensatz zu ihr, bin ich dauernd mit anderen Menschen unterwegs.«

»Kontakt zwischen Avataren im Virtuum zählt für sie nicht. Ihrer Meinung nach verbringe ich mein Leben in völliger Einsamkeit. Allein.«

Wenn er ehrlich war, glaubte Dell nicht, dass seine Schwester wirklich diese Ansicht vertrat. Denn die ursprüngliche Definition des Wortes *allein* im Sinne einer körperlichen Isolation war zu kurz gesprungen. Es stimmte, dass Dell seine Wohnung kaum noch verließ. Hin und wieder wurde die Haustür eine ganze Woche lang nicht geöffnet. Und falls doch, war es oft bloß, um gelieferte Lebensmittel entgegenzunehmen. Das hieß aber nicht, dass Dell einsam war: Im Virtuum war er fast durchgängig im direkten Austausch mit anderen.

»Sagen wir in drei Stunden?«, kam Pod auf sein Anliegen zurück. »Bis dahin bin ich privat, um eine neue Erweiterung zu testen.«

Pod spielte damit auf den privaten, nicht öffentlichen Raum von Virtuuum an.

»Welche?«, fragte Dell noch, allerdings hatte sein Freund schon aufgelegt. Und er konnte ihn nicht zur Rede stellen, da Pod wie angekündigt nun privat im Virtuuum unterwegs war und somit in nur ihm zugänglichen Simulationen.

Dennoch würde auch Dell gleich nach Virtuuum reisen. Nicht nur Pod hatte ein neues Spielzeug: Auch Dell hatte sich etwas gegönnt.

Er wischte sich die Hände mit einem Feuchttuch ab, bevor er vorsichtig die vor Kurzem gelieferte Schachtel vom Boden aufhob und mit einem leichten Druck auf die Seite öffnete. Zwei durchsichtige Folien lagen darin, jeweils acht Millimeter im Durchmesser und nur wenige Mikrometer dick. Gleichwohl bestanden sie aus einem feinen Geflecht von Elektroden, die ihre Energie drahtlos von seinem BCI beziehen würden.

Dell rief über das BCI ein Video zum Einsetzen der Folien auf, das anstelle auf seiner VR-Brille auf der Wand vor ihm lief – dort, wo eben noch Pods Gesicht zu sehen gewesen war. Die Brille würde in diesem Fall nur stören, da er Zugriff auf seine Augen brauchte.

Wie vorgeschrieben legte Dell die Folien auf seine beiden Augen. Anfangs spürte er sie kaum, so dünn waren sie. Der zweite Schritt bestand aus der Aktivierung, die er nun anwies. Eine Millisekunde lang erhitzen sich die in die Plastikfolie eingelassenen feinen Metalldrähte und verklebten sich mit der Oberfläche seiner Augen. Ein leicht unangenehmes Gefühl, das nach wenigen Sekunden wieder abgeklungen war.

In seinem Kopf informierte ihn eine freundliche Frauenstimme, dass seine neueste Erweiterung, vermarktet unter dem Namen *Digitale Lichtfeld*, nun einsatzbereit war.

»Dann wollen wir mal«, sagte er voller Vorfreude, bevor er den Blick auf die Wand vor sich richtete.

»Entferne die Wände«, befahl er.

Tatsächlich schien sich die Wand vor ihm schlagartig in Luft aufzulösen. Den Kopf nach rechts und links schwenkend, konnte er auch hier direkt auf den sein Haus umgebenden Rasen schauen.

»Gute Qualität, keine Verwacklungen, keine Latenz«, murmelte er beeindruckt. Die gleiche Funktionalität – die Überlagerung seines wirklichen Sichtfeldes mit durch externe Kameras aufgenommenen

Bildern – bot seine VR-Brille ebenso. Doch es gab zwei wesentliche und ausschlaggebende Unterschiede zwischen der Brille und den Kontaktlinsen: Erstens war die VR-Brille auf Dauer unbequem: Die Belüftung war unzureichend, und es blieben immer irgendwelche Druckspuren. Wichtiger war hingegen der zweite Punkt: Die Kontaktlinsen funktionierten auch dann noch, wenn er die Augen schloss. Die VR-Brille funktionierte dagegen logischerweise nur dann, wenn er die eingebauten Bildschirme betrachtete.

Das Digitale Lichtfeld funktionierte komplett anders als die üblichen elektronischen Kontaktlinsen. Die dünnen Folien projizierten nicht etwa Bilder, wie dies bei den herkömmlichen Linsen der Fall war. Stattdessen wurde das biometrische Signal seines Sehnervs mittels elektromagnetischer Strahlung moduliert. Die tatsächlichen Bildinformationen im Nerv wurden damit mit einer alternativen Bildwelt überlagert oder sogar ersetzt. Für den visuellen Cortex seines Gehirns, dem Empfänger der Bildinformationen, war das modulierte Signal von einem unveränderten Signal des Sehnervs ununterscheidbar. Es brauchte dazu allerdings eine feste Verbindung mit dem Auge, was bei den herkömmlichen elektronischen Linsen nicht gegeben war.

Dell legte sich in seinen Gamer-Sessel. Auch wenn dieser eher einer Bahre glich, war der Liegekomfort hoch. Der Schaumstoff nahm sein Gewicht auf, die dünne Folie, die über ihn gelegt wurde, zog sich straff und übte einen gleichmäßigen Druck auf ihn aus. Die nächsten Stunden würde er nahezu bewegungsfrei verbringen. Da er jedoch wie die meisten Trans feine Elektroden im Muskelgewebe trug, die durch elektrische Stimulation seinen Fitness-Zustand erhielten, musste er sich um seine Gesundheit keine Gedanken machen.

»Enter Virtuum.«

Augenblicklich spürte Dell den zunehmenden Druck auf seine Füße. Nun lag er nicht mehr, sondern stand. Beziehungsweise fühlte es sich so an, da der Gamer-Sessel über Druck und elektrische Reize die verschiedensten körperlichen Aktionen und Haltungen simulierte.

Seine vertraute Startumgebung erschien: Vor ihm erwartete ihn eine Projektion seiner persönlichen Spiel- und Arbeitsleistungen. Dazu gab es Abbildungen einiger Lieblingssimulationen auf den anderen drei Wänden. Türen oder Fenster waren nicht zugegen. Er sah an sich herunter. Alles schien wie immer – er trug bloß keine Brille mehr.

»Nicht schlecht«, murmelte er. Die Investition hatte sich definitiv gelohnt!

»Wo ist Pod?«, fragte er.

»Pod ist nicht im öffentlichen Virtuuum, sondern in einer Privatumgebung«, war die freundliche Antwort.

Dell hatte für AKI im Virtuuum eine andere Stimme als in der echten Welt gewählt. Hier handelte es sich um eine neutrale Tonhöhe – weder männlich noch weiblich. In der realen Welt hörte sich AKI für ihn dagegen wie ein umsorgender Freund an.

»Tence?«

»Tence ist nicht im Virtuuum.«

«Bai oder Goo?«

»Bai und Goo sind zusammen in S516C. Möchtest du zu ihnen?«

»Wo sollten sie auch sonst sein ...«, murmelte Dell, den Kopf schüttelnd. S516C fiel in die Kategorie der Simulationen, die sich auf die körperlichen Freuden konzentrierten.

»Männer!«, pflichtete AKI ihm bei.

»Sind die beiden privat?«

Auch in öffentlichen Simulationen konnten Avatare privat unterwegs sein. Dies bedeutete, dass sie für andere Avatare nicht sichtbar waren.

»Nein. Soll ich dich zu ihnen bringen?«

Dell bat darum.

Die vier Wände des Raums klappten zur Seite und gaben damit den Blick auf einen großen Garten frei. Die Sonne schien, Vogelgezwitscher und das Kabbeln eines kleinen Baches drangen an seine Ohren und zwischen den Blumen und Sträuchern entdeckte er zwei einzelne Sessel, in denen Bai und Goo eher lagen als saßen.

Um sie herum tummelte sich eine größere Anzahl an simulierten Frauen und Männern. Die Männer präsentierten sich fast alle oben ohne, die Frauen in der Regel in dünnen, nicht sichtdichten Kleidern. Die Darbietung war allerdings nicht anstößig, sondern erinnerte eher an eine Pool-Party.

»Dell!«, rief Bai, der ihn als Erster entdeckte. »Kommst du mit zum Konzert von Trelav?«

»Klar«, erwiderte Dell, sich auf einen dritten Sessel setzend, der von einer dunkelhaarigen Schönheit in ihren frühen Zwanzigern gebracht worden war. Virtuuum kannte seinen Typ Frau. So wie Virtuuum,

beziehungsweise AKI, auch den Typ Mann und Frau für Goo und Bai kannte. Während Goo strikt heterosexuell war, wollte Bai sich nicht festlegen. Wie Pod und Dell waren sie Anfang dreißig. Und wie bei den meisten Trans entsprach ihr Avatar im Wesentlichen ihrem realen Erscheinungsbild. Mit ein paar wenigen Ausnahmen. So wurden im Virtuum kleine Imperfektionen wie Mitesser, Narben, Augenringe oder vereinzelt Schulterhaare gerne unterschlagen. Außerdem waren in Sex-Simulationen wie S516C die Geschlechtsteile nicht sichtbar. Zumindest nicht für die anderen menschlichen Besucher. Für Dell zeigte sich bei seinen Freunden trotz ihrer Nacktheit nichts zwischen den Beinen.

»Das Konzert fängt in einer Minute an«, sagte Dell, die Information abrufend.

»Mehr als genug Zeit«, erwiderte Bai, sich umschauend und eine der jungen Frauen ins Auge fassend.

Hier hätte sich wunderbar ein Scherz einwerfen lassen, doch Dell hatte von realer Zeit gesprochen, während die Zeitwahrnehmung im Virtuum anderen Regeln folgte. Nicht eingeschränkt durch auf den Körper einwirkende physikalische Gesetze, konnten Menschen sowohl im Traum als auch im Virtuum Aktionen mit der Geschwindigkeit der Gedanken durchleben. Die gefühlte Zeitdehnung lag – je nach Individuum – zwischen den Faktoren vier und sechs. Somit stand den drei Männern tatsächlich das zeitliche Äquivalent von etwa fünf Minuten in der realen Welt zur Verfügung.

Die von Bai herbei gewunkene Schönheit war androgyn, seinem Geschmack entsprechend. Die Simulation kam zu seinem Sessel und lächelte ihn an. Als sie sich vorbeugte, verschwanden sowohl sie als auch Bai. Sie waren nun weder sicht- noch hörbar für Dell und Goo.

Glücklicherweise.

Während Goo dem Beispiel von Bai folgte und sich jemanden herbeiwinkte, widerstand Dell noch einen Moment lang der Versuchung. Dann sah auch er sich um – und wurde sofort fündig. Eine Frau trat an ihn heran. Vor seinen Augen gewann sie an Größe. Die Simulation griff nach seinen Händen und zog ihn auf die Füße. Sie bzw. AKI, wusste genau, was ihm gefiel.

Kurz darauf wechselten die drei Freunde, nun in Shorts und T-Shirt, in die Konzertsimulation. Damit tauschten sie den Tag für die Nacht,

und den Garten für eine weitläufige Pool- und Deck-Landschaft ein. Die organisch geformten Schwimmbecken waren hüfttief und gleichmäßig hellblau ausgeleuchtet. Die dazwischen befindlichen Decks waren aus Holz und mit Fackeln bestückt. Inmitten des Bereichs stand leicht erhöht die Bühne, auf der sich in wenigen Sekunden Trelav einfänden würde. Der Künstler war ein Avatar, keine Simulation, spielte seine Musik aber ausschließlich im Virtuum. Er war damit wie die meisten Trans in einem kreativen Beruf unterwegs. Musik war allerdings ein Nischenbereich, der mittlerweile fast ausschließlich durch AKI direkt bedient wurde. Stattdessen spielten die Trans ihre Kreativität in der Regel eher bei der Erschaffung neuer Erlebnisse im Virtuum oder zusätzlicher körperlicher und geistiger Erweiterungen aus.

Das Publikum zählte etwa hundertzwanzig Personen – ein hohes Aufkommen, angesichts der bloß um die tausendvierhundert verbliebenen Menschen. Die Trans stellten die größte Gruppe der Konzertgänger. Von Teenagern bis Hundertjährigen waren alle Altersgruppen vertreten. Auch einige Omega und Denas standen in Grüppchen um die Bühne herum.

Bai, Goo und Dell unterhielten sich, während sie regelmäßig Bekannte und Freunde begrüßten und schließlich in einem der Pools Platz nahmen. Da die Simulation aufgrund ihres Gesprächs die Umgebungsgeräusche größtenteils unterdrückte, verpassten sie die Anfänge des Konzerts. Erst durch einige tanzende Personen realisierten sie, dass Trelav längst seine Hits zum Besten gab. Sie wandten sich der Bühne zu und die Lautstärke der Musik wurde in ihren Köpfen hochgefahren. Dell war ein großer Fan von Bässen, die er ein wenig nachjustierte, um dann den Song wieder fast komplett auszublenden, als Goo ihm eine Frage zu seinen neuen Kontaktlinsen stellte.

Während er dem Trans zuhörte, schweifte Dells Blick über die tanzenden Avatare, die sich zu dem, momentan von Dell nicht wahrgenommenen, Takt verrenkten. Im Virtuum waren alle Altersgruppen gleich fit – egal, wie sie aussahen. Nur wenige Menschen wählten noch einen Avatar, dessen Aussehen sich stark von ihrem menschlichen Abbild unterschied. Ein Überbleibsel aus dem Beginn der Metaversen. Seit einigen Jahrzehnten blieben die meisten Personen ihrem realen Aussehen auch im Virtuum treu. Anonymität

war angesichts der geringen Zahl an Menschen sowieso kaum möglich.

Nachdem Dell Goo von den Vorteilen des Digitalen Lichtfelds berichtet hatte, wandte er sich wieder der Musik zu. Er blendete die Stimme des Sängers aus und ließ sich durch die Melodien mitreißen. Erst bei einem der beliebteren Songs fügte er die Gesänge wieder hinzu, um zusammen mit Bai und Goo lauthals einzustimmen. Die Arme um die Schultern des jeweils anderen gelegt, wiegten sie sich gut gelaunt im Takt. Etwas mehr als hundert weitere Avatare taten es ihnen gleich.

So viel zum Thema Einsamkeit, dachte Dell. Ein derart reiches soziales Umfeld wie im Virtuum war in der Realität kaum abbildbar. Seine Schwester wusste wirklich nicht, wovon sie redete!

Gegen Ende des Konzerts stieß Tence zu ihnen. Im Gegensatz zu Goo, Bai und Dell war Tence ein Psyphas, was sein Aussehen jedoch auf den ersten Blick nicht verriet. Weder die Psyphas noch die meisten Trans zeigten im Virtuum äußerlich Spuren ihrer Prägung. Die Psychopharmaka hatten bisher keine Änderung des Erscheinungsbildes der Psyphas zur Folge gehabt. Und die meisten Erweiterungen der Trans waren äußerlich nicht sichtbar – wie zum Beispiel das implantierte BCI oder das Digitale Lichtfeld. Sichtbarere Erweiterungen – wie ein Exoskelett – wurden durch die Avatare im Virtuum nicht benötigt.

Doch die eher spärlichen äußeren Unterscheidungsmerkmale erzählten nicht die ganze Geschichte. An den Interessen und der allgemeinen Gemütslage ließ sich ein Psyphas in der Regel sehr wohl von einem Trans unterscheiden. Wobei Tence kein typischer Vertreter seiner Prägung war: Die meisten Psyphas hatten kaum ein Interesse am Virtuum. Die genutzten Psychopharmaka erlaubten einen mental ausgeglichenen Geisteszustand, der auch ohne visuelle, auditorische oder andere sensorische Stimulation als glücklich bezeichnet werden konnte.

Dennoch war Dell Tence vor wenigen Wochen im Virtuum begegnet. Sie waren sich zuvor immer mal wieder über den Weg gelaufen, doch der Altersunterschied – Tence war neun Jahre jünger als Dell – hatte bisher eine Vermischung ihrer Freundesgruppen verhindert. Bei einem ersten zufälligen Austausch hatten sie sich dann auf Anhieb gut

verstanden. Die Sympathie ging sogar so weit, dass sie seit einigen Wochen in einer unausgesprochenen Wohngemeinschaft zusammenlebten. Tence hatte schon kurz darauf einen zweiten Gamer-Sessel bei Dell aufstellen lassen.

Melinda wäre stolz auf Dell, wüsste sie von seinem plötzlichen Umgang mit Menschen in der realen Welt!

Nach dem Konzert trennten sich die Freunde auf.

Dell wollte noch ein wenig arbeiten und suchte seine dafür generierte Umgebung auf: ein einzelnes Display und ansonsten nichts als Schwärze. Es gab nicht einmal einen Boden – Dell schwebte in der Dunkelheit. Hier gab es keine Ablenkung. Für gute fünf Virtuuum-Stunden wandte er sich nun einem seiner Arbeitsthemen zu: der Hyper-Geschwindigkeit.

Auch wenn die Zeit im Virtuuum bereits deutlich langsamer als in der realen Welt verging, ähnlich wie bei der Zeitdehnung beim Träumen, vermutete Dell hier zusätzliches Potenzial. Mit einer Gruppe von Gleichgesinnten verfolgte er das Ziel, die Zeitdehnung weiter in die Länge zu ziehen. Dies käme faktisch einer Verlängerung des Lebens gleich.

Zumindest solange man sich im Virtuuum aufhielt.

Doch es hatte einen Grund, warum die typische Zeitdehnung im Virtuuum oder im Traum bei etwa dem Faktor fünf lag: Sie wurde durch die kognitiven Leistungen des Gehirns beschränkt. Der Mensch konnte im Virtuuum nur so schnell denken und erleben, wie es sein Gehirn erlaubte. Für eine weitere Zeitdehnung brauchte es somit vor allem erweiterte kognitive Fähigkeiten. Dazu gehörten unter anderem ein leistungsfähigeres Kurzzeitgedächtnis und eine schnellere Signalverarbeitung.

Ein mittlerweile hochaktives Forschungsgebiet, welches die Entwickler der BCI unbeabsichtigt aus der Taufe gehoben hatten. Anfangs wurde das BCI bloß als Verbindung vom Gehirn zur Außenwelt genutzt. Erste Anwendungen zielten auf die gedankliche Steuerung zum Beispiel von Computern und die externe Beeinflussung von Stimmungen oder Emotionen ab. Kurz darauf war die Funktion eines ausgelagerten Langzeitgedächtnisses hinzugekommen. Und mittlerweile erlaubte die zunehmende Integration von Elektronik und Gehirn auch die Verlagerung von kognitiven Leistungen wie das

Denken auf das BCI beziehungsweise auf die damit verbundene Elektronik.

Die Herausforderung im Hinblick auf die Nutzung des BCI für die anvisierte Erhöhung der Zeitdehnung lag vor allem bei dem erhöhten Energieverbrauch und den Latenzzeiten. Letztere beschrieben die benötigte Zeit für die Übermittlung von Signalen. Sowohl zwischen den Neuronen des Gehirns als auch zwischen Gehirn und BCI. Erst das Wechselspiel von Signalen resultierte im eigentlichen Erleben, Wahrnehmen und Denken.

Einer von Dells Schwerpunkten lag somit auf der Optimierung der BCI-Architektur und den darauf laufenden Algorithmen. Er nahm gedanklich Anpassungen an seinen Designs vor, die direkt visuell umgesetzt wurden. Nichts lenkte ihn hier ab; sein Status war auf *privat* gestellt, sodass er bloß in Notfällen gestört wurde. Sein Körper war vollkommen entspannt und jegliche geistige Energie stand seinen Überlegungen zur Verfügung.

Gute Fortschritte machend, fiel es ihm heute nicht leicht, in die reale Welt zurückzukehren. Doch sein BCI hatte ihn schon mehrere Male darauf hingewiesen, dass er in der realen Welt nicht länger allein war und Tence nach ihm fragte.

Mit einem gewissen Widerwillen stellte Dell seine Arbeit ein.

»Leave Virtuum.«

Die Projektion verschwand. Dell öffnete die Augen und spürte, wie der Druck seines Gamer-Sessels sich verringerte und die Folie sich zurückzog.

»Gut erholt, Dornröschen?«, fragte Tence, ihn vom Sofa aus begrüßend. Es war ein Ritual, das Dell immer mit einem Lächeln beantwortete.

Tence verbrachte deutlich weniger Zeit im Virtuum als Dell und dafür mehr in der realen Welt. Hier zeigte sich dann doch der Unterschied der Prägungen.

»Seit wann bist du wieder zu Hause?«, fragte Dell, sich auf die Couch neben seinen Freund setzend.

»Etwa eine Stunde«, erwiderte der Psyphas. Tatsächlich waren seit Dells Eintritt ins Virtuum kaum siebzig Minuten vergangen – in der Hyper-Geschwindigkeit von Virtuum dagegen etwa sechs Stunden. Dabei bot die virtuelle Welt nicht nur den Vorteil einer längeren

Erfahrungszeit. Zusätzlich waren die generierten Erinnerungen deutlich schärfer, genauer und in allen Farben, Tönen und Emotionen abrufbar. Die Speicherung der Erlebnisse im BCI oder in externen Speichern hatte den Vorteil, dass es keinen graduellen Qualitätsverlust der Erinnerungen mehr gab.

»Hast du eigentlich noch mal über meine Frage nachgedacht?«, wollte Tence wissen.

In den letzten paar Tagen waren sie immer wieder in eine Diskussion zu den Gefahren der Verlagerung des Lebens von der realen in die virtuelle Welt abgetaucht. Tence hatte ihn gestern gefragt, ob es passieren konnte, dass man den Weg aus Virtuuum nicht mehr herausfand.

»Nicht wirklich«, gab Dell zu. »Ich glaube nach wie vor nicht, dass eine realistische Gefahr besteht, sich kognitiv im Virtuuum zu verrennen. Es handelt sich eindeutig um eine Simulation.«

»Hm«, erwiderte Tence. Sein Tonfall machte deutlich, dass er das anders sah. »Ich meine ...« Er pausierte und legte sich die Worte zurecht. »Wenn die Trans sich immer weiter mit Technologie und vor allem synthetischen kognitiven Bausteinen anreichern, erhöht das nicht das Risiko, dass sich euer Gehirn eines Tages wie ein Computer aufhängt?«

Dell sah auf.

»Das ist eine andere Geschichte«, meinte er. »Darüber haben wir bisher noch nicht gesprochen. Aber auch hier sehe ich nur begrenzt Gefahr. Obwohl es eine gewisse logische Nähe zu epileptischen Anfällen gibt.«

Er wartete, bis Tence, der den Begriff offensichtlich nicht kannte, die Beschreibung zu epileptischen Anfällen über sein EPA abgefragt hatte. Wie die meisten Psyphas nutzte Tence keine implantierte Schnittstelle, sondern bloß einen am Handgelenk getragenen EPA, der die Informationen wiederum an in seine Ohren eingesetzte Lautsprecher weitergab.

»Bei einem epileptischen Anfall gibt es durch die unbeherrschten Bewegungen das Risiko körperlicher Verletzungen«, meinte Dell. »Wenn der Mensch im Virtuuum unterwegs ist, liegt er aber in einem Gaming-Sessel. Ihm kann dort nichts passieren.«

Tence grinste, was typischerweise bedeutete, dass er Dell gedanklich einen Schritt voraus war.

»Außer, er hängt sich kognitiv derart lange auf, dass er nicht in die reale Welt zurückfindet und zum Beispiel verdurstet. Oder vergisst zu atmen.«

»AKI«, entkräftete Dell das Argument. »AKI würde sicherstellen, dass er oder sie rechtzeitig aus Virtuuum geworfen wird.«

»Auch AKI kann ausfallen.«

»Und wann ist das zum letzten Mal passiert?«

Eine erneute kurze Pause, während Tence seinen EPA konsultierte.

»Vor etwa zwanzig Jahren.«

Dell klopfte seinem Kumpel aufmunternd auf die Schultern. »Siehst du? Kein Grund, sich Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir keine Sorgen um mich«, lachte Tence. »*Ich* begeben mich nicht immer weiter auf dünnes Eis, mit den erweiterten Speichern und Prozessorleistungen.« Er zeigte auf Dells Kopf. »Ich versuche eher *dich* von gefährlichen Experimenten abzuhalten.«

»Brauchst du nicht. Ich bin überzeugt davon, dass mentale Vorgänge weiter beschleunigt werden können. Außerdem ...« Er zeigte auf die beiden Gaming-Sessel. »Du bist doch jetzt hier und kannst mich zurückholen, sollte ich mich tatsächlich mental aufhängen.«

Tence schien nicht überzeugt und verzog den Mund. »Ihr Trans seid wirklich ein wenig verrückt.«

»Verrückt oder genial?«, hakte Dell nach.

»Verrückt«, bestätigte Tence in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete.

Maya, Prägung Omega, Tag 2

Maya hatte Schwierigkeiten, sich auf ihre Patientin zu konzentrieren.

»Die Stimme kam nicht von einer Person, sondern aus der Traumlandschaft selbst«, sagte Laura eben.

Die blonde Frau korrigierte sich, schüttelte den Kopf. »Nein, falsch. Irgendwie spürte ich, dass die Stimme von *hinter* der Traumlandschaft stammte. Als ob alles um mich herum bloß eine Leinwand war, eine Illusion, die zwischen mir und ... mehr ... stand.«

Maya nickte leicht, sah ihre Patientin aber nicht direkt an. In Gedanken befand sie sich um einige Stunden in die Vergangenheit versetzt. Zwei Zimmer weiter hatten sie und Lennon ihr Frühstück zu sich genommen. Wie jeden Tag. Doch heute hatte er nicht wie sonst entspannt der Tantra-Musik mit den monotonen und deshalb mental entschlackenden Wiederholungen gelauscht. Stattdessen hatte er nach wenigen Minuten auf schnelle, laute Tonabfolgen gewechselt – quasi ein auditives Saunaprogramm. In seiner Haltung am Tisch hatte sie eine innere Anspannung erkennen können. Außerdem war er außergewöhnlich einsilbig gewesen.

Maya ignorierte zum zweiten Mal das leichte Vibrieren am Handgelenk und die in ihren Kontaktlinsen aufleuchtenden Warnsignale. Ihr EPA versuchte sie erneut daran zu erinnern, dass sie einen Job zu erledigen hatte.

»... keine eigenen Gedanken. Die körperlose Stimme schien sehr überlegt und komplett losgelöst von mir zu sein«, drangen die Worte von Laura kurz zu Maya vor, bevor sie in Gedanken wieder an heute Morgen anknüpfte.

Sie kannte ihren Mann lange genug, um die Symptome richtig zu deuten: Lennon war auf eine neue Spur gestoßen. Wie sie mittlerweile wusste, hatte er trotz autogenen Trainings die Angewohnheit beibehalten, sich gedanklich in Themen zu verlieren. Er nutzte dann jede freie Sekunde, um die Spur, das Thema oder die Frage von jeglichem Blickwinkel aus zu betrachten und zu durchleuchten. Umso länger er nicht fündig wurde, desto stärker verbiss er sich an der selbstgestellten Aufgabe. In der Regel endete dies mit einem über Tage anhaltenden Frust, den sie dann mit auszubaden hatte.

»Maya?«

»Hm?« Maya hob den Blick von dem Karamuster des Teppichs und sah Laura an. Dann räusperte sie sich und nickte. »Diese körperlose Stimme im luziden Traum ist dir deswegen so suspekt, weil sie Gedanken und Ideen äußert, von denen du nicht glaubst, dass du sie selbst gedacht hast«, erklärte sie. »Es scheint sich um eine selbstständig denkende Entität zu handeln, die gefühlt nicht zu dir gehört. Im Endeffekt handelt es sich bei dieser Stimme aber um dich selbst. Genauer gesagt, um dein Unterbewusstsein.«

Laura nickte selbstverständlich, hatte Maya ihr diese Zusammenhänge doch bereits ein halbes Dutzend Male erklärt.

»Das Unterbewusstsein zeigt sich in der Regel nur indirekt. Und es residiert tatsächlich auch nicht im Traum selbst. Es ist eher hinter dem Traum verortet. Es schaut hin und wieder vorbei oder setzt durch Traumelemente bestimmte Akzente. Der Traum ist somit bloß der neutrale Grund, auf dem sich das Bewusstsein und das Unterbewusstsein treffen.«

Ein erneutes, kurzes Nicken der Patientin.

»Du machst gute Fortschritte und bist nun voll und ganz in der fünften Stufe des luziden Träumens angekommen«, lobte Maya, in einem Versuch, von ihrer vorherigen Unkonzentriertheit abzulenken. Auch wenn sie für ihre Arbeit nicht bezahlt wurde, so war ihr wichtig, dass ihre Patienten die Therapiesitzung mit dem Gefühl verließen, der Zeitaufwand habe sich gelohnt.

»Überlege dir eine geeignete Frage oder eine bestimmte Erkenntnis, die du beim nächsten Mal vorbringen kannst.« Sie verzog den Mund. »Entschuldige, das muss ich zurücknehmen: Eine Frage, nicht eine Erkenntnis. Wenn du um eine Erkenntnis bittest, besteht die Gefahr, dass du dem Ergebnis nicht gewachsen bist. Noch nicht.«

Laura nickte – auch dies hatten sie zuvor diskutiert. Die schmale Omega, ein paar Jahre jünger als Maya und eine ihrer momentan sechzehn Patienten, suchte seit mittlerweile sechs Jahren wöchentlich bei der Emotions- und Traum-Therapeutin Unterstützung. Wie viele andere Omega legte sie neben der körperlichen Gesundheit einen großen Wert auf geistige Vitalität. Dazu gehörte Achtsamkeit, Meditation und das Erforschen der inneren Gedankenwelt.

»Ich war leider so aufgeregt, dass ich den Traum nicht halten konnte und aufgewacht bin«, sagte Laura. »Ich wollte die Stimme eigentlich fragen, was ich tun kann, um glücklicher zu sein.«

»Wenn du darauf eine Antwort bekommst, gib mir gerne Bescheid!«, lachte Maya, um sich direkt darauf zu räuspern. »Entschuldige, das war unprofessionell. Ganz abgesehen davon, dass die Antwort auf die Frage zwar für dich Gültigkeit hätte, mir unter Umständen hingegen kaum weiterhelfen würde. Glück ist subjektiv und wird je nach Individuum unterschiedlich definiert. Ich bin trotzdem sehr gespannt darauf, was dein Unterbewusstsein dir mitzuteilen hat.«

Dies schien ein guter Schlusspunkt zu sein und Maya setzte sich auf.

Laura schien den Hinweis zu verstehen und erhob sich. Der weiße Sessel zeigte noch einen Moment lang den Abdruck ihres schmalen Hinterteils. Sie strich ihr enganliegendes Kleid glatt, ging auf ihre Therapeutin zu und streckte die Hand aus.

Als Maya um den schmalen, zwischen ihnen stehenden Beistelltisch herumgegangen und ihrer Patientin nun deutlich näher war, fiel ihr etwas Merkwürdiges auf: Das Blau von Lauras Augen schien strukturiert und von geschwungenen Linien durchzogen.

»Ist das ein Design auf deinen Kontaktlinsen?«

Anscheinend erfreut darüber, dass Maya dies aufgefallen war, strich Laura eine blonde Haarsträhne hinter ihr rechtes Ohr. »Ja, das Muster ist dem Abdruck meines rechten Zeigefingers nachempfunden. Witzig, wie eine so subtile Textur nun schon der dritten Person heute auffällt.«

Witzig war nicht das Wort, das Maya gewählt hätte.

Selbstdarstellerisch?

Eitel?

Zumindest suchte Laura offensichtlich nach Aufmerksamkeit. Sie wollte auffallen.

Maya verspürte plötzlich eine gewisse Abneigung gegenüber ihrer Patientin.

Nachdem Laura gegangen war, kehrte Maya in ihr lediglich mit zwei Sesseln und einem kleinen Couchtisch ausgestattetes Therapiezimmer zurück. Gedämpftes Licht drang durch die elektronisch dämmbaren Scheiben der Glasdecke und der die gesamte Rückwand einnehmenden Fenster.

Sie griff nach dem Wasserglas, aus dem Laura getrunken hatte. Eine Spur Lippenstift fiel ihr ins Auge. Neben den Kontaktlinsen ein weiteres Indiz dafür, dass Laura versuchte, sich abzuheben. Anders zu sein. Und aus dem Anspruch, anders zu sein, konnte schnell Abgrenzung

werden. Aus Abgrenzung bildete sich historisch gesehen oft eine gefühlte Überlegenheit, die wiederum nicht selten in Missverständnissen, Ablehnung und schließlich Hass mündete.

Maya atmete tief durch. Zugegebenermaßen waren ihre Gedankengänge heute eher fatalistisch. Und vielleicht ein Tick zu negativ.

Eventuell sollte sie eine kurze Meditation einlegen? Ihr nächster Termin begann erst in fünf Minuten und fand – wie die meisten ihrer Sitzungen – über Fernschalte statt. Der Großteil ihrer Patienten bevorzugte die anonyme Behandlung. Träume legten oft die tiefsten und teilweise leider auch dunkelsten Bereiche der menschlichen Psyche offen. Maya konnte gut nachvollziehen, dass ihren Mitmenschen dies mitunter unangenehm war.

Sie setzte sich in ihren Sessel, schloss die Augen und entschleunigte ihren Atem. Binnen weniger Sekunden stellte sich eine gewisse innere Ruhe ein. Doch sie fühlte sich trügerisch, fast schon gefährlich an. Die bei Laura beobachteten Verhaltensweisen beschäftigten sie.

Maya brach die Meditation ab.

Es waren weniger der Lippenstift oder die Kontaktlinsen an sich, die sie beunruhigten – welche Rolle spielten diese kleinen Eitelkeiten schon? Doch bei ihrem letzten Besuch hatte Laura noch keinen Hang zur Abgrenzung, zur Individualität gezeigt. Es war somit vielmehr die Richtung der Entwicklung, die Maya innehalten ließ.

Außerdem realisierte sie, dass ihre Beunruhigung sich nicht ausschließlich auf Laura bezog. Weitere Patienten schienen ähnlich motiviert zu sein und hatten begonnen, nach persönlicher Abhebung von anderen zu suchen. Auf den ersten Blick schien das harmlos zu sein. Auf den zweiten war die Entwicklung dagegen alarmierend, da die gesuchte Individualität zu einem Risiko für das Kollektiv werden konnte.

Es wäre nicht das erste Mal ...

Die zweite individualistische Revolution hatte vermutlich vor bald achtzig Jahren den Grundstein für die Ausradierung der Menschheit auf Erden gelegt. Der Fokus der Menschen hatte zunehmend auf den Unterschieden und nicht auf den Gemeinsamkeiten gelegen. Und dieser Trieb zur Abgrenzung hatte in der Auslöschung nicht nur der Menschen, sondern einem Großteil der Biosphäre resultiert. Lediglich der Rückkehr der Arche I war es zu verdanken, dass die Spezies Homo

Sapiens heute noch existierte. Doch der Drang nach Individualität hatte anscheinend bloß kurz die Pausentaste gedrückt. Anfangs hatten die Rückkehrer sich auf das Kollektiv berufen. Mittlerweile, siebenundsiebzig Jahre später, suchte sich die Individualität erneut den Weg zurück in die Gesellschaft.

Maya fürchtete die Stirn, als sie überlegte, was eine typische Abfolge nächster Schritte sein könnte: Zuerst würden sich Cliques bilden. Der Versuch vieler, sich abzugrenzen. Sozialstatus und sogar Besitz würden erneut mit individuellem Glück korreliert werden. Und aus forcierter Ungleichheit würde irgendwann Missgunst, Konkurrenz und schließlich Aggression werden.

Vielleicht wäre es besser gewesen, die neue Kolonie wäre nie über die ursprünglichen etwa dreihundertfünfzig Personen hinaus gewachsen ...

Ihr EPA vibrierte. Zeit für einen Schluck Wasser, direkt darauf gefolgt von der nächsten Patientin. Ein Neuzugang. Hoffentlich lenkte die Therapie sie ein wenig von ihren Gedanken ab.

»Annehmen«, sagte Maya, als der Anruf auf ihren elektronischen Kontaktlinsen angezeigt wurde. »Guten Mittag.«

Auf der anderen Seite blieb es still.

»Hallo, hören Sie mich?«

Lag eventuell ein Empfangsproblem vor? Maya ordnete mittels ihres EPA einen Scan an. Alles schien in Ordnung zu sein.

»Hallo«, meldete sich plötzlich eine jugendliche, weibliche Stimme.

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, erwiderte Maya und lehnte sich zurück. »Wie ich feststelle, haben Sie bloß die akustische Verbindung gewählt und darüber hinaus den Emotionsfilter auf die höchste Stufe eingestellt. Damit kann ich lediglich ihre modulierte Stimme hören, jeglicher Kontext aufgrund von Emotionen und visuellen Hinweisen geht verloren. Besser wäre eine weniger stark gefilterte Verbindung oder sogar die visuelle Verbindung. Aber selbstverständlich akzeptiere ich den Wunsch nach Anonymität.«

Erneut blieb es still. Keinerlei Signal kam bei Maya an. Wäre da nicht die in ihren Kontaktlinsen angezeigte aktive Verbindung, hätte sie geglaubt, die Patientin habe aufgehängt.

»Wie darf ich Sie nennen? In der Regel Duzen wir uns – mein Name ist Maya.«

»Anan«, kam die Antwort.

»Ein hübscher Name.«

»Ich soll ...« Anan zögerte und korrigierte sich. »Ich möchte mich an meine Träume erinnern können.«

Ein relativ bescheidenes Ziel – und angesichts des anfänglichen Versprechers wohl ein von außen vorgegebenes.

»Das lässt sich trainieren«, machte Maya ihr Mut. »Ich kann dir ein paar einfache Übungen mit auf den Weg geben.«

Sie hatte das unbestimmte Gefühl, dass dieses Mädchen jünger als ursprünglich gedacht war, vielleicht erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Die modulierte Stimme entsprach von der Tonlage her meistens nur im Ansatz der realen Stimme, aber die Art und Weise der Interaktion und die Wortwahl würden Maya im Laufe des Gespräches weitere Hinweise liefern. Sollte Anan tatsächlich minderjährig sein, so brauchte sie für die Therapie die Erlaubnis eines Erziehungsberechtigten. Entweder war diese bereits erteilt worden, oder Anan war älter als vermutet. Der sechzehnte Geburtstag markierte den rechtlichen Übergang zum Erwachsenen. Damit endete gleichzeitig auch die Schulpflicht.

»Schläfst du in der Regel gut oder schlecht?«

»Ich habe Alpträume«, erwiderte Anan. »Jede Nacht. Mehrere Male. Ich kann mich nur nicht an sie erinnern.«

»Woran denkst du im Moment des Aufwachens?«

»Ich habe Angst und traue mich nicht, über den Traum nachzudenken.«

Ein starker Verdrängungstrieb. Was auch immer Anan belastete, im Traum schienen sich die unterdrückten Ängste zu manifestieren. Und das Mädchen kämpfte vermutlich zurück, indem sie aufwachte und sofort jegliche Erinnerung an den Inhalt der Träume aus ihren Gedanken verbannte.

Maya setzte sich auf. Der Sachverhalt hörte sich nach einer willkommenen Herausforderung an! Gleich im Anschluss an diesen Gedanken verspürte sie allerdings ein wenig Scham angesichts der Tatsache, dass sie sich über den Fall freute.

»Du sperrst dich gegen die Erinnerung«, sagte sie. »In der Regel ist das ein Versuch des Unterbewusstseins, unangenehmen Erinnerungen, Gedanken oder Gefühlen den Zutritt zum Bewusstsein zu verwehren.«

Maya pausierte kurz und wartete, ob Verständnis signalisiert wurde.

»Okay«, meldete sich Anan. »Selbstschutz.«

»Exakt«, erwiderte Maya. »Und Selbstschutz sollte man ernst nehmen. Er existiert nicht ohne Grund. Somit ist eine vorsichtige Erörterung der Hintergründe wichtig. Der vermutlich schonendste Weg zum Ziel ist es, sich den Albträumen bewusst zu stellen und ihnen damit nach und nach den Schrecken zu nehmen. Das erlaubt dann auch, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und den eigentlichen Ursachen auf den Grund zu gehen.«

»Im Traum?«, fragte Anan. »Wie soll das gehen? Ich weiß ja nicht, dass ich träume.«

»Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen«, freute Maya sich. »Genau da möchte ich gerne ansetzen. Dein erstes Ziel sollte sein, deiner selbst im Traum bewusst zu werden. Beim sogenannten luziden Träumen realisiert die schlafende Person, dass sie träumt. Allerdings nicht, indem sie aufwacht. Sie verbleibt im Traum, der weiter andauert. Dieser Bewusstseinsprung ermöglicht das bewusste Wahrnehmen der Traumumgebung. Es ist eine fragile Situation, die nur mit Mühe aufrechterhalten werden kann. Gerade am Anfang deiner Lernreise wirst du schnell aufwachen. Du wirst Schwierigkeiten haben, zu wissen, dass du träumst, ohne dabei aufzuwachen.«

»Okay«, sagte Anan erneut. Maya schien ihr Interesse geweckt haben, da sie zum ersten Mal aktiv nachfragte: »Wenn ich meiner selbst im Traum bewusst bin, erinnere ich mich anschließend an den Traum?«

»Das ist einer der wesentlichen Effekte. Doch abgesehen davon lassen sich weitere Vorteile erarbeiten. Bist du erst mal in der Lage, deine Träume bewusst als solche wahrzunehmen, so kannst du beginnen, ihre Deutung zu erörtern. Und diese wird in der Regel durch dein Unterbewusstsein beigesteuert. Genau genommen kriecht es die gesamte Traumumgebung. Im luziden Zustand treffen Bewusstsein und Unterbewusstsein aufeinander. Und du kannst den Austausch suchen. Den Austausch mit genau dem Teil deines Unterbewusstseins, der sowohl die sich in deinen Albträumen manifestierenden Ängste hervorruft als auch direkt im Anschluss die Verschleierung deiner Ängste steuert.«

»Okay.«

»Der luzide Träumer kann somit lernen, mit dem Unterbewusstsein in Kontakt zu treten und um Einsichten zu bitten. Im Fachjargon wird das Unterbewusstsein auch als *innerer Beobachter* bezeichnet. Und dieser innere Beobachter ist tatsächlich wie eine zweite Persönlichkeit zu verstehen. Eine Persönlichkeit, die zwar du selbst bist, allerdings eine ganz andere, dir unbekannt Seite deiner selbst. Normalerweise trifft ihr euch nur indirekt im Traum, der damit einer Art Bühne gleicht. Dein Unterbewusstsein spielt auf dieser Bühne ein Theaterstück voller Anspielungen und tieferer Bedeutung, während du in der Regel bloß zuschaust. Doch beim luziden Träumen kannst du mit dem Theaterstück in den direkten Austausch treten. Du kannst dein Unterbewusstsein um Einsichten bitten, um Erklärungen.«

Anan antwortete nicht. Maya interpretierte dies als Interesse und fuhr fort.

»Im zwanzigsten Jahrhundert lebte ein Schriftsteller genannt Carlos Castaneda. Er ist gleichzeitig der Hauptdarsteller in einer Reihe seiner Bücher, die von seinen Lehren bei dem amerikanischen Ureinwohner Don Juan berichten. Eine wichtige Erkenntnis dieses Austausches ist es, dass das luzide Träumen so gut wie jedem Menschen möglich ist. Es gibt dabei mehrere Ebenen des luziden Träumens. Sie erlauben unterschiedlich starke Interaktionen mit dem inneren Beobachter und die hierfür notwendigen Fähigkeiten sind zunehmend schwieriger zu erlangen. Aber der erste Erfolg stellt sich in der Regel bereits nach wenigen Tagen ein. Möchtest du einen Versuch starten?«

»Ja.« Es war eher ein Flüstern, das Anan da von sich gab.

»Gut!« Maya setzte sich aufrecht hin, so, als stünde ihr selbst eine Aufgabe bevor. »Wir fangen mit einer einfachen Übung an. In einem der Bücher weist Don Juan seinen Schüler an, im Traum auf seine Hände zu schauen. Auf die Hände oder auf irgendeinen anderen Gegenstand, den man typischerweise immer bei sich hat. Siehst du diesen Gegenstand in deinem Traum, dann realisierst du, dass du träumst.« Maya verharnte kurz. »Du musst im wachen Zustand aktiv darüber nachdenken, dass deine Hände das Symbol für das Träumen sind. Schau sie dir konzentriert an – das ist übrigens interessanterweise ein Anblick, den ein Mensch nicht oft herbeiführt. Schau vor dem Einschlafen auf deine Hände und sage dir, dass sie dir im Traum erscheinen sollen. In der Regel dauert es bloß ein paar

Nächte, bis plötzlich deine Hände vor deinen Augen erscheinen. Ohne Vorwarnung. Und schon weißt du, dass du träumst.«

Eine erneute kurze Pause.

»In diesem Moment der Erkenntnis darfst du nicht zu emotional werden, denn das lässt dich aufwachen. Schau dich um, aber blicke auch immer wieder auf deine Hände. Das stabilisiert den Traum. Achte darauf, ob Gegenstände anfangen, unscharf zu werden. Auch das deutet an, dass du dich nicht mehr lange im Traum halten kannst. Fokussiere erneut deine Hände.«

Anan antwortete nicht.

»Anan? Möchtest du das versuchen?«

Immer noch keine Antwort.

»Die Motivation ist wichtig. Wenn du kein wirkliches Interesse an luziden Träumen hast, wird der Erfolg vermutlich fernbleiben. Anan?«

Die Verbindung brach ab.

Anan hatte aufgelegt.

Zoe, Prägung Psyphas, Tag 1

»Und wie geht es dir?«

Zoe gab sich Mühe, nicht sofort zu antworten, sondern den Anschein zu erwecken, dass sie der Frage ernsthaft nachging. Nachdenklich sah sie sich in dem Raum – Rims Büro und Labor – um. Auch wenn sie den Inhalt aufgrund ihrer regelmäßigen Besuche längst kannte: ein Schreibtisch und drei Sessel, umgeben von weißen Wänden, die sich auf zwei Seiten herunterfahren ließen und damit Zutritt in die Labore erlaubten. Ein einzelnes abstraktes Gemälde an der Wand.

»Unverändert, würde ich sagen«, sagte Zoe schließlich. Sie sprach langsam. Die meisten Gesprächspartner würden dies als das bedachte Wählen ihrer Worte interpretieren. Tatsächlich war es ein Nebeneffekt ihrer Psychopharmaka-Diät. »Wobei Menschen bekanntermaßen graduelle Veränderung nicht als solche wahrnehmen.«

Rim lachte und lehnte sich in ihrem Sessel zurück. »Und daran erkennt man mal wieder, dass du doch nicht die typische Sechzehnjährige bist!«

Zoe lächelte freundlich. Sie wusste, dass Rim gezielt möglichst junge Psyphas untersuchte, die jedoch gleichzeitig bereits in der Lage waren, sich selbst zu hinterfragen, zu analysieren und pointiert in den Diskurs zu gehen. Der Arbeitsfokus der Genetikerin lag auf den Änderungen, welche die Nutzung von Psychopharmaka nicht nur auf den Genotyp, sondern auch auf den Phänotyp – die morphologischen und physiologischen Merkmale des Individuums – der Prägung hatte.

»Aber in diesem Fall scheint *unverändert* den Sachverhalt recht gut zu beschreiben«, sagte Rim, die Daten Zoes auf der Wand zu ihrer Rechten durchgehend. »Die Dosierung und Frequenz der Einnahme von Dopamin, Acetylcholin, GABA und Serotonin sind nahezu unverändert zur letzten Woche.«

Sie sah Zoe an.

»Der Tagesablauf hat sich nicht verändert?«

»Nein.«

»Gibt es Anzeichen von wesentlichen Änderungen im emotionalen Umfeld?«

»Nein.«

»Okay«, meinte Rim, ein paar kurze Notizen machend. Zur Eingabe fuhr sie schnell mit den Fingern der rechten Hand über eine virtuelle Tastatur.

»Höre ich da leichte Enttäuschung heraus?«, fragte Zoe.

Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt: Statt zu lachen, lehnte Rim sich besorgt vor.

»Zoe, auf keinen Fall! Ich freue mich, dass es dir gut geht. Der einzige Grund, warum wir uns so regelmäßig treffen, ist, weil es bei deiner Prägung Entwicklungen zu beobachten gibt. Entwicklungen, von denen wir noch nicht wirklich verstehen, was sie zu bedeuten haben. Ich möchte sichergehen, dass sie ausschließlich Positives für dich bewirken.«

»Ich weiß, ich weiß«, beschwichtigte Zoe.

Die Gründe für ihre regelmäßigen Gespräche und die medizinische Überwachung waren sie oft genug durchgegangen. Und obwohl Zoe ursprünglich wenig Interesse an dem Austausch gehabt hatte, betrachtete sie die wöchentlichen Besuche mittlerweile durch eine ganz andere Brille: Entgegen der eigentlichen Konstellation war nicht etwa Rim die Forscherin. Nein, Zoe nahm diese Rolle ein und Rim war das Versuchskaninchen: Zoe führte die Denas an der Nase herum und beobachtete amüsiert, wie Rim dies bloß noch nicht realisiert hatte.

Außerdem hatte sie so ein direktes Fenster in die möglichen Schwächen der Prägung Denas. Und das könnte sich später nützlich erweisen.

»Irgendwelche Bewusstseinsausfälle?«

Zoe verneinte.

»Auffällige Träume?«

Den Scherz, dass dies bei Teenagern eine verfängliche Frage war, verkniff sie sich dieses Mal.

»Nein.«

»Okay. Bereit für einen weiteren Scan?«

Aus der Decke senkte sich eine Art Helm herab und stülpte Zoe eine dünne Membran über den Kopf. Enganliegend wie eine Mütze, bestand sie aus einem aus feinen Elektroden hergestellten Gewebe. Die nur wenige Gramm wiegende Kopfbedeckung war ein Combined Transcranial Stimulation – kurz CTS. Sie erlaubte einerseits durch elektromagnetische Signale eine direkte Beeinflussung des Gehirns, zum Beispiel zur Regulierung von Gefühlen. Andererseits eignete sie

sich zum Auslesen der Gehirnaktivitäten, wenn auch nicht der Gedanken. Somit handelte es sich um eine ältere, externe und weniger leistungsfähige Version des BCI. Die Wirksamkeit wurde durch Zoes Haare weiter eingeschränkt.

Gut so.

Ansonsten hätte Zoe den regelmäßigen Untersuchungen auch keinesfalls zugestimmt.

Leise, repetitive Musik setzte ein, eine Brille senkte sich aus dem Helm vor ihre Augen und sie wurde aufgefordert, diese zu schließen. Dioden in der Brille boten ein Lichtspiel vor ihren geschlossenen Lidern. Sie legte die Hände gefaltet in den Schoß und hörte auf die angenehme Stimme, von der sie durch den Scan geführt wurde.

»Denke an einen dichten Wald«, sagte die Stimme. »Die Sonne scheint durch das Blätterdach.«

Wabernde Lichteffekte und die beruhigende Musik sollten sie beruhigen. Bewusst senkte Zoe ihren Herzschlag, entspannte Schultern und Arme und befreite ihren Kopf von Gedanken.

»Konzentriere dich auf den hellen Schein. Stelle dir vor, du sitzt in einem Schaukelstuhl, mit dem du, hier im Wald, langsam vor und zurück schaukelst.«

Die Lichteffekte beruhigten sich und gingen langsam in eine wellenförmige Bewegung von oben nach unten über.

Zoe wusste, dass der CTS ihr nicht bloß Entspannung suggerierte, sondern zusätzlich mittels elektrischer und magnetischer Signale direkt auf ihr Gehirn einwirkte. Mit dem Resultat der Hervorbringung von Wörtern, Gerüchen und Erinnerungen. Sie versuchte, diese an sich vorbeiziehen zu lassen, ohne direkt mit ihnen zu interagieren. Allzu schwer fiel ihr dies nicht, da der Test immer ähnlich verlief. So fühlte sie sich gut vorbereitet auf die Flut an Einzeleindrücken.

»Denke nun an deinen liebsten Ort. An deine Liebessituation.«

Zoes Gedanken wanderten in die gleiche Richtung wie jede Woche. In eine Richtung, die ihr große Erleichterung verschaffte.

Sie sah sich selbst in ihrem Bett. Liegend. Reglos. Ihr Atem war versiegt, ihr Herz verstummt. Sie war tot. Und unendlich froh darüber. Der Wechsel von nächtlicher Dunkelheit und Sonnenlicht vermittelte das Vergehen der Tage. Die Haut fiel ein, der Körper verlor an Form. Im Zeitraffer verkam sie zu Staub. Ein Menschenleben war kurz, aber

der für den Verfall des leblosen Körpers notwendige Zeitraum war noch kürzer. Auch die Welt um sie herum veränderte sich. Erst langsam, doch als ihr Körper nicht mehr war, holte sich die Natur das Zimmer, holte sich ganz Ararat wieder. Schon bald war von der menschlichen Zivilisation keine Spur übrig. Die Zeit beschleunigte sich weiter: Jahrtausende, Jahrmillionen, schließlich Jahrmilliarden zogen vorbei. Das Sonnensystem erlosch. Doch noch immer beschleunigte sich der Fluss der Zeit. Bis zu dem Zeitpunkt, als das gesamte Universum an Leuchtkraft verlor – und schließlich aufhörte zu existieren.

Ruhe.

Keine Emotionen.

Kein täglicher Kampf.

Kein Leiden.

Zoe genoss die innere Leere, solange es ging. Tatsächlich freute sie sich immer auf diese Momente der Zufriedenheit. Gleichzeitig wusste sie, dass in wenigen Sekunden der CTS die verhasste Frage stellen würde. Um das Bild einer angepassten, freundlichen und kooperationsfreudigen Psyphas nicht zu gefährden, machte sie das Spiel natürlich trotzdem jede Woche aufs Neue mit.

»Nun stelle dir vor, dass du diesen Platz verlassen musst.«

Einige Sekunden, um dies zu verarbeiten, wurden ihr zugestanden.

»Versetze dich in Gedanken in eine Situation, in welcher du dich auf keinen Fall wiederfinden möchtest.«

Mit einem mentalen Seufzen folgte Zoe den Anweisungen, nur einen Moment lang die Wut zulassend, die sie an diesem Punkt der Untersuchung immer verspürte. Ihr Leben war auch ohne, dass sie sich absichtlich weiteren Schmerzen aussetzte, qualvoll.

Zoe betrachtete sich nicht als besonders kreativ im herkömmlichen Sinne, daher griff sie auf echte Erfahrungen zurück. Beziehungsweise auf eine spezifische Erfahrung. Genau genommen handelte es sich dabei um ein Wechselbad der Gefühle, da sie damals im ersten Moment von starken Glücksgefühlen heimgesucht worden war. Die direkt darauffolgende Enttäuschung war daher umso verheerender gewesen.

Zoe sah sich, wie sie vor einigen Jahren aus einem traumlosen Delirium aufwachte. Sie war verwirrt, gedanklich vernebelt. Die Mischung aus Psychopharmaka, die sie damals zu sich nahm,

schränkte ihre geistigen Fähigkeiten stark ein. Eine angenehme Dumpfheit in ihrem Kopf, die zwar die gefürchteten Gedanken nicht ausblendete, die es ihr aber zumindest ermöglichte, eine gewisse emotionale Distanz dazu aufzubauen. Diese emotionale Abschottung bewahrte sie davor, in die mentale Abwärtsspirale hineinzugeraten. *Down the rabbit hole*, wie das englische Sprichwort so treffend besagte. Und aus diesem gedanklichen Kaninchenbau gab es keinen Notausgang. Keinen Fluchtweg. Keine Rettung. Bloß abgrundtiefe Einsamkeit, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Neben dem positiven Effekt der Psychopharmaka, sich nicht auf die destruktiven Gedanken einlassen zu müssen, ermöglichten die Wirkstoffe außerdem eine gewisse emotionale Distanz zu sich selbst. So wurde es Zoe möglich, nicht nur an die Konsequenzen ihrer Gedanken für sich selbst zu denken, sondern für die Menschheit als Ganzes.

Und daraus folgte, dass ihre Zeit zu Gehen noch nicht gekommen war. Sie hatte eine Aufgabe zu erledigen. Sie musste durchhalten.

Auch wenn sie am liebsten aufgeben würde.

Auch wenn sie jeden Augenblick ihrer eigenen Existenz verfluchte.

Irgendetwas stimmte nicht, als Zoe an diesem Nachmittag aufwachte. Zwar befand sie sich in ihrem Zimmer, doch blickte nicht etwa ihre Mutter auf sie herab, sondern ein älterer Mann. Und in seinen zitternden Händen hielt er ein Messer. Ein Messer, das er über ihrer Brust hielt.

Reine Panik ergriff sie.

Um dann einer Welle der Erleichterung Platz zu machen.

Ein Ausweg! Sie musste nicht länger leben; konnte sterben, ohne sich selbst zu richten. Ihr wurde die Bürde der Existenz abgenommen!

Sie lächelte, nickte dem Mann zu und schloss die Augen.

Nichts passierte.

Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie seine Zweifel. Er hatte die Hände gesenkt. Sein Gesicht offenbarte Ratlosigkeit.

Und sie fühlte sich betrogen. Eine unermessliche Enttäuschung bemächtigte sich ihrer. Dieser Mann, noch vor wenigen Sekunden ihr Erlöser, hatte ihr jegliche Hoffnung genommen. Aus Schwäche.

»Tu' es!«, zischte sie zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

Er wich zurück und fing unkontrolliert an zu zittern.

»Nein«, sagte sie und stand auf. »Nein!«

Der Mann ging einen weiteren Schritt zurück und stieß mit dem Rücken an die Wand.

Zoe ging auf ihn zu, griff seine Hände und richtete die Klinge auf sich selbst. Sie versuchte sich dagegen zu werfen, doch er warf das Messer fort.

Sie fiel auf die Knie in einer Geste reiner Hoffnungslosigkeit. Tränen rannen ihr über die Wangen.

So nah!

So nah ...

»Danke«, sagte die freundliche Stimme des CTS. »Denke nun bitte wieder an deinen Lieblingsort.«

Geschickt gesetzte Impulse führten Zoe innerhalb von Sekunden zurück in emotional angenehmeres Territorium.

Kurze Zeit danach hob sich das Elektrodengewebe und Zoe öffnete die Augen. Ihr Blick fiel auf Rim. Sie saß ihr gegenüber und studierte die auf die Wand projizierten Statistiken.

Zoe wartete.

»Keine wesentlichen Veränderungen«, bestätigte Rim schließlich und sah Zoe an. »Hast du wieder die gleichen Situationen verwendet?«

Die Psyphas nickte langsam: »Hängematte am Strand als Lieblingsort. Hypothetische Flucht vor einem Mörder als Angstsituation.«

Konsistenz war wichtig. Rim würde jede Abweichung sofort hinterfragen.

Die wirklichen gedanklichen Situationen waren vor der Denas geheimzuhalten, würden diese der Forscherin doch ganz andere – und faktisch richtigere – Schlüsse erlauben.

»Dann sind wir für heute durch«, erklärte Rim.

Überrascht stand Zoe auf. Normalerweise bestand die Forscherin auf einer tieferen Analyse der Testergebnisse und der benutzten gedanklichen Szenarien.

Was sie heute wohl zur Eile antreiben mochte?

Während Zoe durch die klinisch sauberen Gänge des Forschungsgebäudes lief, spielte sie ungewollt erneut die Bilder der damaligen Szene vor ihrem geistigen Auge ab. Ihr wurde einmal mehr klar, wie gravierend der Unterschied zwischen dem von Menschen

propagierten Sinn für Ordnung und dem chaotischen, emotionalen Gedankengerüst war. So wechselten ihre Gefühle für Edward, der sie damals hatte umbringen wollen, noch heute zwischen Extremen. Auf der einen Seite verspürte sie angesichts seiner Schwäche Verachtung für den Mann. Auf der anderen Seite bewunderte sie seine Stärke, die er bei der Ausübung seiner selbstauferlegten Pflichten bewies. Sie wäre damals sein erstes Opfer gewesen. Er hatte noch keine Übung, noch keine Erfahrung im Töten. Eine initiale Schwäche musste sie ihm daher nachsehen. Und im Endeffekt war es vermutlich sogar gut, dass er sie nicht umgebracht hatte. Denn es war Edward gewesen, der sie einmal mehr darin bestärkt hatte, dass sie nicht nur an sich selbst denken durfte. Vielmehr gab es eine Aufgabe zum größeren Wohl der Menschheit zu erledigen.

Die Eingangstür des Q glitt zur Seite und sie trat hinaus in die grelle Sonne. Leicht verzögert senkte sie den Kopf. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie noch unter dem Einfluss des Psychopharmakacocktails stand, der es ihr erlaubte, die geistige Klarheit auf einem erträglichen Niveau zu fixieren. Allerdings hatte dies zur Folge, dass ihre Bewegungen und Reaktionen etwas träge waren. Eine für Außenstehende merkwürdige Kombination aus extremer Intelligenz und nervenaufreibender Langsamkeit.

»Wie war es, Brightside?«

Der Teenager, der sich am Ausgang des Gebäudes zu ihr gesellt hatte und mit dem sie nun gemeinsam zu sich nach Hause lief, war seit vierzehn Monaten ihr Freund.

»Du weißt, dass ich den Kosenamen nicht abkann«, erwiderte sie.
»Schon gar nicht in der Öffentlichkeit.«

Er lachte, also fügte sie »Spinner« hinzu.

»Super Spitzname, den nehme ich gerne!«, meinte er begeistert und griff nach ihrer Hand.

Zoe trat von ihm fort. »Nein«, sagte sie bestimmt.

In der Öffentlichkeit durfte es keinerlei Hinweise auf ihre Beziehung geben. Eine klare Regel, die er immer wieder vergaß. Oder absichtlich ignorierte.

Er brauchte ein paar Sekunden, bis er seinen verletzten Stolz überwunden hatte.

»Und wie war es nun?«, fragte er schließlich. »Die Untersuchung?«

Sie ging bereitwillig auf seinen Versuch ein, die Wogen zu glätten. »Eigentlich unverändert. Keine neuen Erkenntnisse. Bisher eine forschungstechnische Sackgasse.« Sie lächelte. »Eigentlich müssten die sich eher selbst unter die Lupe nehmen. Sie wären ein viel faszinierendes Forschungsobjekt. In der eigenen Wahrnehmung sehen sie sich als die Krönung der Schöpfung. Dabei ignorieren sie, dass sie kaum noch Mensch, sondern fast vollständig Design sind. Künstlich.«

»Aber diese Rim gefällt dir doch eigentlich ganz gut?«

Eine Frage, keine Aussage.

Sie hielt an und drehte sich ihm zu.

»Ob ich jemanden mag, ist irrelevant«, erklärte sie. »Die Menschen früher mochten Zigaretten, auch wenn sie massenhaft Todesfälle verursachten. Die Menschheit liebte Zucker und nahm offenen Auges Herz-Kreislaufkrankungen, Diabetes und verfrühten Tod in Kauf.«

»Okay«, sagte er, die Augen verdrehend. »Also sind wir wohl nicht in der Stimmung für Smalltalk ...«

»Sind wir nicht.«

»Irgendwie tun dir die Sitzungen nicht gut«, murmelte er, schnell hinter ihr her dackelnd, als sie resolut davonging.

Schritt für Schritt in Richtung Zukunft.

In Richtung einer Zukunft, wie Zoe sie anstrebte.

Eine Zukunft ohne Menschen.

Hans, Prägung Denas, Tag -100

Genervt atmete Hans aus.

»Verdammt!«

Er konnte sich einfach nicht auf seine Arbeit konzentrieren. Der Hunger war es gewesen, der ihn an seine Lieblingsgerichte hatte denken lassen. Das mündete wiederum in einer Erinnerung an eine Kollegin, mit der er sich wöchentlich in der Kantine traf. Von da gab es einen nicht ganz nachvollziehbaren gedanklichen Sprung zu den Retro. Vermutlich, weil diese Prägung noch das althergebrachte Muster der Pärchenbildung zwischen Mann und Frau pflegte. Damit unterschieden sie sich stark von den Denas, denen Hans angehörte: Seine Prägung unterhielt kaum noch übermäßig emotionale oder körperliche Beziehungen. Freundschaften: ja. Zuneigung: sicherlich. Aber am Ende waren die Denas Solisten und eigneten sich nicht mehr zum Duett.

Das würde rein zahlentechnisch auch gar nicht funktionieren, war Hans doch einer der wenigen männlichen Denas. Seitdem die Denas nicht länger auf die körperliche Fortpflanzung angewiesen waren, hatte man sich bei dem Erhalt der Prägung auf die weiblichen Exemplare fokussiert. Die Gründe dafür waren mannigfaltig, angefangen bei der besseren und dichteren Verdrahtung des weiblichen Gehirns. Doch nicht zuletzt war die bevorzugte Wahl für die zwei X-Chromosomen wohl darauf zurückzuführen, dass Frauen statistisch gesehen als mental ausgeglichener als Männer eingestuft werden konnten. Männer legten deutlich häufiger als Frauen destruktive Tendenzen an den Tag. Sie meinten, sich beweisen zu müssen. Auch Hans wies noch Spuren dieses über Jahrtausende vererbten Verhaltens auf. Allerdings in einer viel schwächeren Ausprägung und in einer historisch völlig neuen Spielart: Er hatte das Bedürfnis, zu beweisen, dass Männer auch in der heutigen Zeit noch mithalten konnten. Es war kein *persönlicher* Ehrgeiz, sondern ein *geschlechts-spezifischer* Ehrgeiz.

Der Denas dehnte sich die Schultern und winkelte abwechselnd die langen Beine an. Er atmete einmal mehr genervt aus.

Leider war er den Beweis für die vergleichbare Leistungsfähigkeit bisher schuldig geblieben. Es fehlte ihm sogar an der für seine Arbeit notwendigen Konzentration!

Hans war ein Singularitätsforscher. Seiner Arbeit ging er in seinem Labor nach, das im Forschungsgebäude Q untergebracht war. Natürlich hätte er seine Untersuchungen genauso gut von zu Hause aus durchführen können. Doch er mochte die mentale Querbefruchtung, die hier im Q möglich war. Auch wenn die meisten Forscher sich regelrecht einschlossen, gab es doch hin und wieder die ein oder andere anregende Diskussion, die zu einem wissenschaftlichen Durchbruch führte. Und sollten sich die Kollegen und Kolleginnen längere Zeit abschotten, so war sich Hans auch nicht zu schade, diesen Austausch zu forcieren: Niemand konnte ihn davon abhalten, an einer der benachbarten Türen zu klopfen.

Es gab ein paar weitere Kollegen, die sich wie er mit der Singularität beschäftigten. Der Begriff stand für den Zeitpunkt, zu dem die künstliche Intelligenz die menschliche Intelligenz überholte und somit in der Lage war, sich selbst schneller weiterzuentwickeln als der Mensch dies vermochte. Die Theorie besagte, dass mit der Entwicklung der übermenschlichen Intelligenz – auch Hyperintelligenz genannt – eine exponentielle Weiterentwicklung der Fähigkeiten hin zur sogenannten Superintelligenz stattfinden würde. Viele kluge Köpfe bezweifelten, dass die Menschheit diese Weiterentwicklung dann noch würde steuern können. Mit fraglichem Ausgang für die Menschheit. Bisher hatte AKI diese kognitive Grenze nicht überschritten. Und die Zielfunktion von AKI – das, wonach sie handelte – schien sie bisher gut in Schach zu halten. Wobei nicht wirklich verstanden wurde, warum AKI auf ihrer Intelligenzstufe verharrte.

Während die meisten Singularitätsforscher ihren Fokus auf die ethischen Fragestellungen und der Sicherstellung der Ungefährlichkeit der künstlichen Intelligenz für den Menschen legten, war Hans' Fokus rein technisch. Seine Aufgabe war es, in abgeschotteter und sicherer Umgebung der heutigen KI über die Schwelle zur Hyperintelligenz zu verhelfen. Wie genau sich diese Intelligenz äußern würde, war ein heißer Diskussionspunkt, seit die erste KI im zwanzigsten Jahrhundert die Weltbühne betreten hatte. War der Mensch schon recht nahe an der maximal möglichen Intelligenz? Gab es nur noch wenig Luft nach oben? Oder waren die Möglichkeiten fast unendlich?

Diese Fragen trieben ihn seit Jahrzehnten an!

Na gut, seit etwa zwei Jahrzehnten. Mit seinen heute siebenunddreißig Jahren hatte er bereits über die Hälfte seines Lebens der Forschung gewidmet.

Seine Arbeitsbilanz war durchaus durchmisch.

Ein Grund dafür war vielleicht sein Mangel an Fokus. Ob er langsam Interesse an dem Thema verlor? Immer wieder wanderten seine Gedanken zu den merkwürdigsten Themen ab. Umso froher konnte er sein, dass er – wie die meisten Denas – kein BCI nutzte, das seine Überlegungen sofort transkribierte und als Log ablegte! Auch wenn er sicherlich nicht der Einzige war, der mit einem chaotischen Gedankenwirrwarr in seinem Schädel zu kämpfen hatte, so ärgerte ihn doch die Unfähigkeit, mental länger bei einem Thema zu verbleiben. Ohne abgelenkt zu werden. Die Kanalisierung von Gedanken war seit Jahrtausenden das Ziel von Meditation und anderen spirituellen Ansätzen. Dennoch war auch heute kaum ein Bewohner von Ararat diszipliniert genug, die Gedanken durchgängig im Zaum zu halten.

Vermutlich hatte gerade hier AKI einen wesentlichen Vorteil. Künstliche Intelligenz war keine direkte Imitation der Natur, sondern siliziumbasiert und von nur oberflächlich ähnlicher Architektur. Lange hatte man geglaubt, KI müsse auf ähnlichen Prinzipien wie das menschliche Gehirn aufbauen. Hier hätte man schon sehr viel früher auf die eigene Historie schauen können. Denn die Menschen vergangener Jahrhunderte hatten nicht etwa wie Ikarus versucht, zum Fliegen die Flügel der Vögel nachzuahmen. Stattdessen bauten sie Flugzeuge. Und so war auch die Intelligenz und das Bewusstsein von AKI von anderer Art als beim Menschen. Für die maschinelle Intelligenz hatte es nicht den Nachbau des menschlichen Gehirns gebraucht. Zu den resultierenden Vorteilen gehörten, dass AKI rasiermesserscharfe Logik und einen unmenschlich hohen Fokus besaß. AKI ließ sich nicht ablenken.

»Ablenken«, stöhnte er. Genau das tat er gerade wieder. Er ließ sich ablenken.

»Zurück zur Arbeit!«, sagte er, sich rechts und links leichte Ohrfeigen verpassend.

Da die Selbstmotivierung und die Disziplin beide jämmerlich versagt hatten, blieb lediglich noch die technische Hilfestellung. Mit leichtem Widerwillen zog Hans ein nur wenige Gramm wiegendes CTS über den haarlosen Kopf. Mittels elektromagnetischer Signale nahm es direkten

Einfluss auf seine graue Materie. Hans ließ sich nicht gerne in die Hirnaktivität reinreden – damit unterschieden sich die Denas klar von den Trans, die keinerlei Zurückhaltung in diesem Bereich an den Tag legten und sich die invasive und damit leistungsfähigere Variante des CTS – das BCI – implantierten. Mit dem externen Gerät, wenn auch im Vergleich zum Implantat eher plump, konnte Hans sich immerhin sicher sein, dass er im Anschluss an die Nutzung wieder ganz er selbst sein würde. Bei den fest verbauten und verdrahteten Versionen musste man sich dagegen fragen, wo der Mensch aufhörte und die Maschine begann. Waren die Gedanken wirklich noch die eigenen? Waren die Gefühle unverfälscht?

»Fokus«, murmelte er. Der Befehl erreichte über sein EPA das CTS und schlagartig merkte Hans, wie seine Konzentration einen merkbaren Sprung machte. Seine Motivation stieg, die Denkprozesse wurden geradlinig und die vielen anderen Stimmen, die in seinem Schädel normalerweise nach Aufmerksamkeit verlangten, verstummten schlagartig.

»Zurück zur Arbeit«, sagte er erneut, dieses Mal mit Überzeugung. »Start der Aufzeichnung. Versuch J71D9: Erhöhung der aktiven Bewusstseinslagen auf siebzehn, gleichzeitige Erhöhung des Arbeitsspeichers um den Faktor 1,5.«

Lennon, Prägung Omega, Tag 3

Sogar im High Noon Saloon zeigte sich die zunehmende Segregation.

Frustriert sah sich Lennon um. Neben ihm befanden sich etwa fünfzehn weitere Personen in dem Themenrestaurant. Und bis auf ihn handelte es sich ihrem Aussehen nach ausschließlich um Denas. Sogar in den wenigen sozialen Treffpunkten entmischten sich die Prägungen zunehmend.

Er musste Maya darin zustimmen, dass dies eine beängstigende Entwicklung war. Denn wenn die Menschheitsgeschichte in einem Punkt einen eindeutigen Beweis erbracht hatte, dann darin, dass schleichende Segregation mittelfristig zu Abgrenzung, zu Fehlinterpretationen und im schlimmsten Falle irgendwann zu Mord und Totschlag führte.

Darüber hinaus gab es einen weiteren Punkt, dessen Wahrheitsgehalt die Menschheit mindestens genauso oft bewiesen hatte, nämlich, dass sie aus ihrer Geschichte nicht lernte.

Keine guten Voraussetzungen ...

Die Bar des Restaurants bestand aus Holz, die Wand dahinter war verspiegelt und auf den davor angebrachten Brettern stand eine breite Auswahl an Flaschen. Obwohl diese den Spirituosen-Flaschen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nachempfunden waren, befand sich in ihnen kein Alkohol. Die vom Ethanol ausgehende körperliche Gefährdung hatte schon vor vielen Jahrzehnten zu dessen Verbot geführt. Stattdessen wurde die berauschende Wirkung der heutigen Getränke durch pharmazeutische Wirkstoffe simuliert, die zusammengenommen als Nokohol bezeichnet wurden. Eine Erfindung der Psyphas. Und die Forscher dieser Prägung hatten gleich noch ein Gegenmittel erfunden: Ein Schluck der Flüssigkeit *Rinse* setzte der Benebelung sofort ein Ende.

Vor der Bar schloss sich der Besucherraum mit etwa zwanzig Tischen an, die jeweils vier Personen Platz boten. Auch hier war die Einrichtung aus Holz, eher grobschlächtig und mit Absicht einen verbrauchten, fast schon abgekämpften Eindruck hinterlassend. Die Front des Restaurants war mit Fenstern sowie einem schmalen langen Tisch versehen, an dem Lennon saß. An der rechten und linken Seite führten Treppen hinauf in den ersten Stock, der jedoch eine reine

Attrappe war. Die dort vorhandenen Türen ließen sich nicht öffnen und die Balustraden wurden nie genutzt.

Der High Noon Saloon war nur eines von mehreren Gasthäusern am Haupttring, dem Zentrum von Ararat. Der große Kreisel war an der Außenseite fast vollständig von öffentlichen Einrichtungen wie der Schule oder Sportstätten umbaut. Wobei Letztere leider kaum noch genutzt wurden, da die Menschen heutzutage lieber zu Hause oder im Virtuum Sport trieben.

Der Platz innerhalb des Kreisels war Restaurants, Cafés und Bars vorbehalten. Jedes Etablissement hatte sein eigenes Thema. Im High Noon Saloon war das Dekor dem des Wilden Westens gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts nachempfunden worden. Andere Variationen der steingewordenen Nostalgie im Inneren des zentralen Kreisels waren eine mittelalterliche Burg, eine römische Villa von vor über zweitausend Jahren, ein chinesisches Teehaus der Qing-Dynastie sowie eine afrikanische Lodge aus der Kolonialzeit.

Als Ararat kurz nach der Landung der Arche I vor etwa sechzig Jahren gegründet wurde, hatten die Rückkehrer aus gutem Grund darauf gedrängt, soziale Einrichtungen in die Stadtplanung mit aufzunehmen. Orte, an denen Menschen aller Prägungen mit Gleichgesinnten in Kontakt bleiben konnten. Der Mensch war nun mal ein Herdentier. Mit den öffentlichen und kostenfreien Restaurants, Imbissen, Cafés und Bars war die Hoffnung verbunden, dass die Prägungen sich wie auf der Arche I vermischten. Dennoch hatte die Segregation schleichend Einzug gehalten: Man konnte niemandem vorschreiben, mit wem er oder sie Umgang pflegte.

Wobei dies nicht ganz stimmte ... Es gab eine Ausnahme, auf die Lennon gerade gebannt schaute: Seinem Platz am Fenster gegenüber lag Ararats einzige Schule. Und solange es diese Schule noch gab, blieb ein Mindestmaß an Kontakt zwischen den Jugendlichen unterschiedlicher Prägungen erhalten.

Vorausgesetzt es gab noch ausreichend lange Jugendliche aller Prägungen ... Denn kaum hatten die Rückkehrer ihre Zahlen auf ein nachhaltiges Maß gebracht – heute existierten wieder etwa tausendvierhundert Menschen auf der Erde –, schien sich ein Ungleichgewicht auszubilden. Während bei allen Prägungen bis auf den Omega und Retro die Geburtenrate zurückgegangen war, war vor allem bei den Psyphas ein überproportionaler Einbruch zu beobachten.

Gleichzeitig gab es zunehmend Suizide bei Teenagern zu verzeichnen. Gerade die neue Generation nahm sich vermehrt das Leben. Dabei war es genau diese Generation, von der man sich so viel erhofft hatte: Einige der jüngeren Schüler – die meisten von ihnen Psyphas – hatten sich als wahre Genies, als die reinsten Wunderkinder entpuppt. Und man hatte gehofft, mit ihnen die zukünftigen Erfinder neuer Technologien großzuziehen. Sie sollten der Menschheit einen erneuten Entwicklungsschub ermöglichen.

Eine Zeit lang schien diese Erwartung in Erfüllung zu gehen: Einer Handvoll Jugendlicher gelang nach dem Eintritt in die Pubertät erstaunliche wissenschaftliche Durchbrüche, oft basierend auf mathematischen und physikalischen Zusammenhängen, die nur dann nachvollzogen werden konnten, wenn mit mehr als vier Dimensionen gearbeitet wurde. Lennon selbst war mental bloß in der Lage die drei räumlichen Dimensionen und die Zeit zu erfassen. Die auffälligen Teenager dagegen, schienen in weiteren Dimensionen denken zu können. Gänzlich unbekannte Zusammenhänge ließen sich so entdecken und neue Erkenntnisse generieren.

Lennon vergegenwärtigte sich den Unterschied zwischen ihm und den Ausnahmetalenten am Beispiel der eingeschränkten Wahrnehmung eines zweidimensionalen Strichmännchens, das auf einem Blatt Papier lebte und nur Dinge auf dem Papier wahrnehmen konnte. Es lebte somit lediglich in zwei Dimensionen. Durchbohrte nun aber von oben – also von einer dritten, dem Strichmännchen nicht zugänglichen Dimension aus – ein Messer das Blatt Papier, so sah es für das Strichmännchen so aus, als ob aus dem Nichts Metall entstand. Nur, um beim Entfernen des Messers wieder spurlos zu verschwinden. Aus Sicht des Strichmännchens die reinste Magie!

Die mentalen Möglichkeiten, die diesen jungen Talenten gegeben waren, blieben somit für Lennon einerseits unerfahrbar und konnten ihm andererseits nicht einmal erklärt werden.

Die Wahrnehmung weiterer Dimensionen hatte zu den unterschiedlichsten und vielfältigsten technologischen Entwicklungssprüngen geführt. Mathematik, Physik, Chemie ... Die jungen Wissenschaftler waren auf dem besten Weg, das Verständnis von Materie, Raumzeit und dem menschlichen Gehirn zu revolutionieren. Doch ihr Wirken war bisher immer von kurzer Dauer gewesen. Gleich mehrere dieser Ausnahmetalente hatten in den

letzten Monaten Selbstmord begangen. Sie befanden sich auf der Überholspur des Lebens, nur, um dann plötzlich und ohne Vorwarnung auszuscheren, hin und wieder sogar andere mit sich in den Tod reisend.

Zumindest war dies die offizielle Lesart, die allerdings zunehmend angezweifelt wurde. Immer öfter wurde die Vermutung laut, hier werde etwas vertuscht. Vor allem die Psyphas selbst behaupteten, sie wären das Ziel eines gezielten Angriffs. Für den Suizid sprach jedoch eindeutig, dass AKI nicht eingegriffen hatte. Sollte tatsächlich ein Mörder unter ihnen wandeln, so hätte AKI längst auf ihn oder sie aufmerksam gemacht. AKI verfolgte nicht nur das primäre Ziel der längerfristigen Maximierung des menschlichen Glücks, sondern verfügte darüber hinaus über viele Augen und Ohren – nichts war vor ihr geheim zu halten.

Abgesehen davon war Lennon bei dem vermutlich ersten derartigen Selbstmord dabei gewesen. Vor etwa zwei Jahrzehnten hatte er aus nächster Nähe erleben müssen, wie sein Jugendschwarm Ley nicht nur sich selbst, sondern auch ihre ganze Familie getötet hatte. Und auch Ley war eine Psyphas gewesen.

Lennon atmete scharf ein und schüttelte leicht den Kopf, wie um die Erinnerung zu vertreiben. Allein der bloße Gedanke an den damaligen Tag schaffte es, ihn aus der Balance zu bringen.

Was war in Leys Kopf vorgegangen? Bis heute versuchte er, Sinn oder zumindest eine gewisse Logik in ihren Handlungen zu erkennen. Leider fühlte er sich, als starre er auf ein milchiges Fenster, hinter der sich die Umrisse eines nicht verstandenen mentalen Zustandes abzeichneten.

»Noch einen Drink?«

Die Serviererin lächelte ihn freundlich an. Aus seinen Gedanken aufgeschreckt, erfasste er mit einem schnellen Blick die gelockten, aufgetürmten Haare, das Korsettkleid in starken Rottönen und die dekorierten Strumpfhosen. Eine idealisierte Version einer Bedienung aus dem neunzehnten Jahrhundert. Die heutzutage noch in der Service-Branche arbeitenden Menschen taten dies in der Regel aus dem Spaß an der Verkleidung. Nicht selten gehörten sie seiner Prägung, den Omega an, doch hin und wieder fand sich auch ein Psyphas oder Denas, der Spaß am Rollenspiel fand.

Lennons elektronische Kontaktlinsen zeigten seinen momentanen Ernährungszustand an und er nickte. Die Serviererin brauchte das Getränk nicht zu holen – AKI hatte sie bereits vor einigen Minuten dementsprechend informiert. Mit einem freundlichen Lächeln stellte sie das Glas ab.

Einen Moment lang verding sich Lennons Blick an ihrem Gesicht und er versuchte abzuschätzen, wie alt sie wohl sein mochte. Schwierig einzuschätzen – gerade bei den Omega. Die heutige Ernährung und Medizin erlaubten es, jugendliches Aussehen fast unbegrenzt zu erhalten.

Hinter ihm setzte ein Musiker zum Klavierspiel an und Lennon löste den Blick von der Frau, bedankte sich und sah wieder nach draußen.

»Mist«, murmelte er, als er feststellte, dass die ersten Jugendlichen die im Stile eines Rathauses des frühen zwanzigsten Jahrhunderts gebaute Schule bereits verlassen hatten.

Er stand auf, ging aber noch nicht vor die Tür. Stattdessen behielt er die Szene im Blick – und wartete. Seine elektronischen Kontaktlinsen zeigten Name und Alter der aus dem Gebäude tretenden Schüler an. Fast alle waren ihm vertraut. Bei einer Gesamtzahl von etwa tausendvierhundert Menschen, die darüber hinaus – die Retro mal ausgenommen – dem Aussehen nach ab dem Erwachsensein nur langsam alterten, kannte man nach einigen Jahren nahezu jede Person zumindest beim Namen.

Doch von Zoe wusste er nur wenig.

Als sie in der Tür des Schulgebäudes erschien, wurde ihr Name rot angezeigt.

»Kontakt«, murmelte er nach einem Moment des Zögerns.

Auf der Straße hielt Zoe plötzlich inne und sah auf den Saloon. Durch die spiegelnde Scheibe und aufgrund des nur spärlich belichteten Innenraums war Lennon vermutlich nicht erkennbar, doch sie zögerte nicht lange. Sicherer, wenn auch langsames Schrittes kam sie auf das Restaurant zu. Im Saloon fixierte sie ihn dann sofort mit den Augen und sah ihn aus sicherer Entfernung ein paar Sekunden lang musternd an. Dann trat sie zu ihm und reichte ihm die Hand.

»Hallo, Lennon.«

Er erwiderte den Gruß.

»Wollen wir uns hinsetzen?«, fragte Zoe, bevor sie – ohne seine Reaktion abzuwarten – in Richtung Bar lief.

Lennon schickte ihr ein amüsiertes und verspätetes »Gerne« hinterher, nahm sein Glas und folgte ihr.

Die Schülerin war in der vorgeschriebenen Schuluniform unterwegs: enge Hose, Turnschuhe, langärmliges Hemd und der optionale Pullover, allesamt in einem dunklen Blau. Das Ziel der Kleidungspflicht war klar: Vereinheitlichung. Damit ergab sich eine Möglichkeit weniger, sich von anderen Prägungen abzugrenzen. Die Jugendlichen durften ihrer Individualität ausschließlich durch die Frisur Ausdruck verleihen. Ein kleines Zugeständnis. Zoe schien dies nicht zu interessieren: Ihre schwarzen Haare waren achtlos über die Schultern geworfen und reichten ihr bis knapp unter die Schulterblätter. Wie die meisten Teenager trug auch sie kein Make-Up, das in ihrem Fall jedoch dem ebenmäßigen Gesicht eventuell etwas mehr Schärfe hätte verleihen können. Die dunklen Augen und ein starkes Kinn bescherten ihr eine ernste, fast freudlose Präsenz. Nur beim Begrüßen hatte sie einen Sekundenbruchteil lang ein höfliches Lächeln gezeigt, wobei Lennon auf ihrer rechten Wange ein Grübchen entdeckt hatte.

Der in brauner Lederhose und Weste gekleidete Barkeeper schenkte Zoe bereits einen Drink ein, noch bevor sie sich auf einen der Barhocker niederließ.

»Zoe«, begrüßte er sie, ihr das Glas zuschiebend.

»Danke«, erwiderte sie, sich mit dem Getränk in der Hand Lennon zuwendend, der neben seinem Hocker stand. Sie sah ihn interessiert, fast schon inquisitiv an.

»Und welchem Umstand verdanke ich die Ehre, einen Konstabler kennenzulernen?«

Bo, Prägung Psyphas, Tag 3

Langsam fand Bo aus dem Traum. Eine Stimme hatte sie geweckt.

Obwohl sie entführt und in einer Glaszelle eingesperrt worden war, fühlte sie sich im wachen Zustand wohler als im Schlaf.

Noch.

Denn die gestrige Sitzung mit der Traumtherapeutin hatte Wirkung gezeigt. Sie war teils luzide geworden. Sie spürte förmlich, wie sich ihr Bewusstsein im Traumzustand langsam einen Weg an die Oberfläche suchte. Vielleicht würde sie ihren Albträumen doch noch Herr werden können?

Ihre emotionale Reaktion auf diese Fortschritte war gespalten: Auf der einen Seite fürchtete sie sich davor, was sie irgendwann bewusst im Traum erleben mochte. Auf der anderen Seite war sie neugierig und hatte sogar die vage Hoffnung, die Therapie würde ihr einen Ausweg offenbaren.

»Erzähle mir von deinen Träumen«, wurde sie aufgefordert.

Bo rieb sich die Augen, in dem Versuch, vollständig aufzuwachen. Seit sie aus ihrem Zuhause entführt worden war, war sie kein einziges Mal komplett klar im Kopf gewesen. Stattdessen fühlte sie sich an, als sie ihr Kopf in Watte gepackt. So, als befände sich zwischen ihrem Bewusstsein und der Welt eine Art Stoßdämpfer. Oder ein halbdurchlässiges Tuch, das über ihren Kopf drapiert worden war. Auch im vermeintlich wachen Zustand schien sich vor ihren Augen kein vollständig klares Bild formen zu können. Die Ohren nahmen alles gedämpft wahr, die Gedanken hatten sich verselbstständigt, und oft realisierte sie erst nachträglich, dass sie sich gerade bewegt oder an die Wände ihres Gefängnisses geklopft hatte.

»Bo«, drängte die geschlechtslose Stimme. »Dein Traum. Bitte.«

Die Person, die für ihre Situation verantwortlich war und sie zum Berichten aufforderte, hatte sie bisher nicht zu Gesicht bekommen. Die Glaszelle befand sich in einem nur wenig größeren Raum, an dessen Decke eine einzelne Lampe Licht spendete. Darüber hinaus leuchtete oberhalb der geschlossenen Tür das Wort *Ausgang* – eine blass-grüne Verspottung. Durch diese Tür schien nie jemand zu treten. Jegliche Kommunikation verlief über die in ihren Ohren eingesetzten Lautsprecher. Darüber hinaus war ihr ein CTS übergestülpt worden.

Zuvor hatte ihr Entführer ihr im benebelten Zustand die Haupthaare abrasiert. Bo hatte klare Anweisungen, das aus feinen Metallfäden bestehende Netz nicht abzunehmen. Sollte sie sich nicht daran halten, drohte Pharmazeutika-Entzug. Und Bo wusste nur zu gut, wie schmerzhaft Entzugerscheinungen waren. Außerdem war der mit dem CTS verbundene Verlust der Privatsphäre insofern erträglich, als dass der Gehirnkonnektor in seinen Fähigkeiten begrenzt war: Er konnte einerseits ihre Launen und Gefühle beeinflussen und andererseits ihre Hirnaktivitäten aufzeichnen. Genaue Gedanken oder Traumbilder fielen dagegen außerhalb des Sensitivitätsbereichs des Geräts. Dies war vermutlich der einzige Grund, warum ihr Entführer sie überhaupt aufwachen ließ: zur Informationsweitergabe. Die verabreichten Pillen, die Bo zum Überleben brauchte, enthielten Schlafmittel. Sie ließen keinen normalen Tag-Nacht-Rhythmus zu, sondern führten mehrere Male am Tag zu kurzen Schlafperioden. Im Anschluss an die Intervalle musste Bo Rede und Antwort stehen.

Und dieses Mal gab es tatsächlich etwas zu berichten!

»In meinem Traum bin ich zu Hause in meinem Zimmer und ich sehe aus dem Fenster«, begann Bo ihren Bericht. »Ich möchte hinaus. Ich fühle mich eingesperrt. Plötzlich erscheinen meine Hände vor meinen Augen. Ich begreife, dass ich träume und will mich umschauchen – doch ich traue mich nicht. Irgendwie spüre ich, dass ich nicht allein bin. Und ich habe Angst vor dieser Person. Ich scheine zu wissen, dass ich geringerer Gefahr ausgesetzt bin, wenn ich sie ignoriere. Wenn ich nicht anerkenne, dass sie da ist. Also schaue ich weiter aus dem Fenster, mein Rücken dem Zimmer und der anderen Person zugewandt. Ich wechsele zwischen luzidem und normalem Träumen, da die Angst mich immer wieder in meiner Konzentration beeinträchtigt. Dann höre ich eine Stimme an meinem Ohr. Sie ist nicht unfreundlich, aber mir läuft es eiskalt das Rückgrat herunter. Gleichzeitig bin ich fasziniert, dass ich den Atem der Frau an meinem Ohr spüre. Es fühlt sich alles unglaublich real an.«

»Was sagt sie?«

»Sie behauptet, dass sie mir helfen kann. Sie kann mir die Wahrheit zeigen. Genau davor habe ich unglaubliche Angst. Ich versuche nicht, die Wahrheit zu finden. Ich versuche vielmehr, ihr zu entfliehen.«

Bo pausierte kurz und sammelte ihre Gedanken. »Dann geht alles ganz schnell. Ich möchte weglaufen. Allerdings steht hinter mir diese

andere Person. Also öffne ich das Fenster und springe aus dem zweiten Stockwerk hinab. Auch wenn ich Angst vor der Höhe habe, ist die Furcht vor der Person größer. Die Frau ruft mir hinterher, dass ich nicht fliehen kann. Ich falle und falle, länger als eigentlich möglich ist. Erleichtert, eine größere Distanz zwischen ihr und mir herzustellen, beginne ich aufzuatmen. Doch dann höre ich sie plötzlich in meinem Kopf! Und ich bekomme Panik, als ich begreife, dass ich trotz Luzidität keinen Einfluss auf diese Stimme habe. Sie redet auf mich ein ... «

Bo stockte.

»Was sie mir erzählt ... Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Irgendwie fehlt dieser Teil des Traums in meiner Erinnerung. Als ob ich kurz abgeschaltet hätte. Was ich dagegen weiß, ist, dass ich raus aus dem Traum will. So schnell wie möglich. Plötzlich kommt der Boden näher. Als ich lande, wache ich auf.«

»Fortschritt«, sagt ihr Entführer. »Weiter so.«

Bo schwieg. Ganz sicher würde sie sich für das Kompliment nicht bedanken. Sie glaubte schon, der Austausch wäre beendet, als die Stimme sich erneut meldete:

»Worauf bezieht sich das Wort *Todeszone*?«

Verwirrt sah Bo auf. »Todeszone? Keine Ahnung.«

»Du hast das Wort mehrere Male ausgesprochen. Während du geträumt hast.«

Bo schüttelte langsam den Kopf, wenn auch nicht aus einer Verweigerungshaltung heraus: Sie versuchte ernsthaft zu erforschen, wo der Zusammenhang zwischen diesem Wort und ihrem Traum sein könnte. Doch ihr fiel keine Erklärung ein.

»Keine Ahnung. Vielleicht war dies während des Zeitraums, an den ich mich nicht mehr erinnern kann? Die Pharmazeutika, die ich bekomme, lassen mich leider nicht richtig nachdenken. Eventuell könnten wir die ein wenig zurückfahren?«

Ihr Entführer schwieg.

Dessen letzte Frage hallte trotzdem in Bos Kopf nach.

Todeszone.

Das Wort ließ sie bis zum nächsten Schlaf nicht mehr los.

Immerhin ließ dieser nicht lange auf sich warten.

Melinda, Prägung Trans, Tag -280

Melinda verzog das Gesicht, als sie die fingernagelgroße elektronische Karte in den Steckplatz hinter ihrem rechten Ohr einführte. Von dort aus verlief unter der Haut ein dünnes Kabel zu dem implantierten BCI.

Sie mochte dieses leichte Kribbeln nicht, das sich wie eifrig tastende Finger in ihrem Gehirn ausbreitete. Das Gefühl hielt kaum eine Sekunde an, doch sie verspürte jedes Mal den Drang, sich an Stellen zu kratzen, zu denen sie keinen Zugang hatte.

Sie atmete durch, als ihre gesamte Forschung der letzten zehn Jahre schlagartig verfügbar wurde. Nicht etwa wie diffuse Gedanken, Bilder oder Gefühle. Sondern als harte Fakten: Texte, Graphen, Tabellen. Auch nach dreißig Jahren faszinierte sie das Prinzip eines erweiterten Gehirns. Wobei Speicher und Prozessor der elektronischen Karte bloß bestimmte Funktionen ihres biologischen Gehirns erweiterten. Emotionen und Gedanken blieben unberührt, während das Abrufen, Verarbeiten und Aufbereiten von logischen Gedanken stark vereinfacht wurde. Außerdem erlaubte ihr diese intellektuelle Aufstockung, Berechnungen von mathematischen Zusammenhängen wie ein regulärer Computer durchführen zu können. So brauchte sie während der Arbeit nicht auf externe Geräte zuzugreifen. Aber der größte Vorteil bestand sicherlich darin, dass der synthetische Speicher im Gegensatz zu ihrem eigenen Gehirn nicht flüchtig war. Die extern abgespeicherten Informationen besaßen die Qualität eines Nachschlagewerks. Der Speicher erlaubte Melinda somit, ihre gesamte wissenschaftliche Arbeit in voller Detailtiefe parat zu haben.

Die Verlagerung der Erinnerungen an ihre Arbeit von ihrem eigenen Gehirn auf die Erweiterung hatte weitere positive Nebeneffekte. Zum Beispiel bekam sie durch das Entfernen der elektronischen Karte am Ende des Arbeitstages einen inhärenten mentalen Abstand zu ihren Forschungen.

Selbstverständlich hätte Melinda ihre Daten auch dezentral ablegen können – ein physischer Chip war zugegebenermaßen ein Überbleibsel einer in die Jahre gekommenen Datenarchitektur. Freilich verlangte die Geschwindigkeit der Gedankengänge extrem geringe Latenzzeiten. Würde sie stattdessen auf die Cloud zugreifen, so würde

die Zeit zum Senden und Empfangen von Informationen zu störenden Effekten beim Denken führen.

Sie nahm einen letzten Schluck von ihrem Kaffeegetränk, das sie sich aus der Kantine des Forschungszentrums Q mitgebracht hatte. Weil so gut wie alle Wissenschaftler allein an ihren Projekten arbeiteten, war die Mittagszeit der einzige Zeitraum mit einem gewissen Maße an sozialem Austausch: Es wurde zusammen gegessen, sich ausgetauscht, gelacht und gefachsimpelt. Melinda gesellte sich nicht täglich, aber regelmäßig zu den Kollegen und Kolleginnen. Auch wenn sie in der Regel die Nahrungsaufnahme im Beisein anderer verweigerte. Sie legte Wert auf Sauberkeit. Klinische Sauberkeit. Das konnte die Kantine nicht bieten. Außerdem wollte sie nicht in die Verlegenheit kommen, dass der ein oder andere ihrer Kollegen einen Bissen ihrer Mahlzeit probieren wollte, oder – noch schlimmer – sie aufforderte, etwas von seinem Mittagessen zu testen. Dazu kam, dass es ihr den Appetit verdarb, wenn die Kollegen mit vollem Mund sprachen, schmatzten oder sogar leise rülpsten. Ihrer Meinung nach sollte diese ganze biologische Maschinerie unsichtbar für die Mitmenschen bleiben.

Die etwa hundertzwanzig Forscher des Q verteilten sich auf die unterschiedlichsten Disziplinen. Die Emulationsforschung – Melindas Fachgebiet – war eher ein Randgebiet. Dies war vor wenigen Jahrzehnten ganz anders gewesen, als die Menschheit noch nicht in der Lage gewesen war, die biologische Lebensspanne des Körpers theoretisch unendlich zu erweitern. Der einzige Weg zu faktischer Unsterblichkeit schien damals die Emulation zu sein: Ein Vorgang, bei dem das menschliche Gehirn und – so die Hoffnung – das Bewusstsein auf ein synthetisches Substrat übertragen wurde. Doch seit die Denas ihre Lebensspanne mithilfe der Genetik verlängerten, die Omega mittels gezielter Ernährung, die Psyphas durch die Einnahme von Psychopharmaka und die Trans durch das sukzessive Ersetzen von Körperteilen durch Bionik, hatte die Emulation als Forschungszweig an Attraktivität eingebüßt.

Melinda merkte, dass sie unmotiviert war. Ein Zustand, in dem sie sich nach der Mittagspause oft wiederfand. Sie bat ihr BCI um Nachjustierung ihrer mentalen Einstellung und verspürte sofort, wie ihre Gemütslage der anstehenden Aufgabe entsprechend angepasst wurde. Die elektrische Signatur ihres Gehirns wurde durch das feine

Netz an Elektroden, die, vom BCI ausgehend, unter anderem ihren Hippocampus überzogen, modifiziert. Freude auf die Arbeit kam auf.

Melinda verlagerte einen Teil ihrer Aufmerksamkeit auf einen Tischroboter, der durch eine transparente Scheibe von ihr getrennt in einer sterilen Box auf Befehle wartete. Die Kamera des Roboters projizierte die von ihm aufgenommenen Bilder direkt auf Melindas elektronische Kontaktlinsen.

Ein sedierter Papagei. Die Augen des blau-orange-grünen Tieres waren geschlossen.

Sie aktivierte den Tischroboter. Die drei Arme des mechanischen Helfers bediente sie wie ihre eigenen – durch reine Gedankenkraft. Die enge Verflechtung des BCIs mit ihrem Gehirn erlaubte mit einiger Übung erstaunlich feinmotorische Bewegungen von externen Erweiterungen.

In dem mittleren der drei Arme hielt der Roboter das schlafende Tier; die gummierten Finger umfassten dessen Hals. Ein leichter, gezielter Strompuls über eine Elektrode auf einem weiteren Arm erweckte das Tier. Es öffnete die Augen und spreizte leicht die Flügel. Der Roboter gab das Tier frei und zog sich zurück.

»Hallo, Kappa«, grüßte Melinda über einen Lautsprecher am Tischroboter das Tier.

»Hallo, Melinda«, antwortete der Papagei.

»Lust zu tanzen?«, fragte Melinda.

»Die Räder vom Bus?«, fragte Kappa aufgeregt und hüpfte vom einen auf den anderen Fuß.

»Warum nicht?«

Das Kinderlied spielte und der Papagei schunkelte im Takt und drehte sich im Kreis. Dabei präsentierte er der Kamera des Roboters immer wieder seine linke Kopfhälfte, die frei von Federn und Schädelknochen war. Hier war das Gehirn bloß von einer synthetischen Haut überzogen.

Als das Lied endete, hielt Kappa inne, krächzte und sagte dann: »Durstig.«

Auf einen mentalen Befehl von Melinda hin fuhr eine dünne Wasserleitung aus der Wand, zu der Kappa hin trippelte. Die dicke blaue Zunge suchte das Wasser. Nachdem der Papagei seinen Durst gestillt hatte, schaukelte er zurück zum Roboter und fragte: »Spielen?«

»Gleich«, erwiderte Melinda. »Kannst du mir vorher kurz sagen, was wir heute Morgen gemacht haben?«

»Malen.«

»Richtig. Und gestern?«

»Tanzen. Singen.«

»Sehr gut«, lobte sie. Alle Antworten landeten sofort auf Melindas Chip. Die Informationen wurden mit den Protokollen abgeglichen und verifiziert. Das Resultat: Kappas Erinnerung funktionierte einwandfrei. Wie auch seine Motorik, seine Triebe, sein Gebaren.

»Und vorgestern?«

Kappa legte den Kopf schräg und schien zu überlegen. »Malen?« Er schien sich nicht ganz sicher zu sein, nickte dann schließlich. »Malen. Fliegen.«

»Ausgezeichnet!« Sie wartete ab – wie auch Kappa. Erst nach einigen Sekunden fragte der Vogel hoffnungsvoll: »Spielen?«

»Ja.« Sie schaltete den Roboter auf den entsprechenden Modus um.

AKI übernahm das Spielen mit Kappa, während Melinda sich in die Hirnsignale des Versuchstieres vertiefte.

»Schon gut«, murmelte Melinda genervt, als ihr BCI sie zum fünften Mal daran erinnerte, dass ihre Mutter heute fünfundsiebzig Jahre alt wurde.

Mit den Jahren war der äußerlich erkennbare Altersunterschied von Tochter und Mutter auf kaum noch wahrnehmbar zusammengesmolzen. Bereits mit zwanzig hatte ihre Mutter ihre Erstgeborene bekommen. Noch vor hundert Jahren wäre dies ein unerhört junges Alter für das erste Kind gewesen. Doch nach der Rückkehr der Arche I hatte der Fokus vor allem auf dem Bevölkerungswachstum gelegen. Die entvölkerte Erde musste neu besiedelt werden.

Der anfängliche Höchststand an Schwangerschaften war einer schnellen Ernüchterung gewichen. Heute, kaum sechzig Jahre nach der Wiederbesiedlung der Erde, gab es kaum noch eine Erstschwangerschaft unter dreißig. Auch deswegen hatten zuerst die Denas, dann auch zunehmend die Omega und Trans das Austragen von Kindern auf eine artifizielle Gebärmutter verlagert. Damit hatte sich die Menschheit allerdings keinen Gefallen getan. Die biologische Entkopplung von Mensch und Nachwuchs hatte dazu geführt, dass

viele Denas, Omega und Trans sich nun noch später für Kinder entschieden. Denn der biologischen Uhr kam in Zeiten der außerkörperlichen Befruchtung und Austragung keiner Relevanz mehr zu.

»Herzlichen Glückwunsch!«, sagte Melinda, als ihre Mutter auf der Wand vor ihr erschien.

»Danke«, erwiderte ihre Mutter. Sie war in eines ihrer Sport-Exoskelette geschnallt: Entlang ihrer Beine zogen sich dünne Stäbe, die unter ihren Füßen zu Ablagen wurden, und nach oben hin sowohl auf Kniehöhe als auch auf Hüfthöhe ihren Körper stützten. Lediglich eine flache Halterung schützte ihren Unterrücken, ansonsten war der Oberkörper frei von mechanischen Hilfsmitteln.

»Neue Erweiterung?«, fragte Melinda.

»Mein Geburtstagsgeschenk an mich«, erwiderte ihre Mutter fröhlich.

»Reizt das Regelwerk bis auf den letzten Buchstaben aus – ist aber konform.«

Während die meisten Trans die Bionik bloß als Mittel zum Zweck betrachteten und ihren sich verschleißenden Körper nach und nach mit Mechanik und Elektronik ersetzten, gab es einige – wie zum Beispiel ihre Mutter –, die sich die Technologie vorauseilend im Rahmen von sportlichen Wettkämpfen zunutze machten. Die Mensch-Maschine-Symbiose war ihr liebstes Hobby, und die Weiterentwicklung sowohl des Sports als auch der dazu benötigten Hilfsmittel gab ihrem Leben die benötigte Daseinsberechtigung. Dabei entstanden, quasi als Nebenprodukt, hin und wieder auch hilfreiche Entwicklungen für die Medizin.

Immerhin.

Melinda war dem professionellen Fokus ihrer Mutter gegenüber skeptisch eingestellt. Noch deutlich kritischer schätzte sie dagegen die Beschäftigung ihres Halbbruders Dell ein. Dieser verbrachte so gut wie seine gesamte Zeit in virtuellen Welten und verließ dementsprechend kaum sein Zimmer. Ein Dasein, das rein auf die eigene Gratifikation fokussiert war. Zugegebenermaßen unterschied er sich damit nicht von etwa neunzig Prozent aller Trans. Das änderte natürlich nichts daran, dass Melinda sich bei jedem Treffen über die Nutzlosigkeit seiner Existenz ärgerte.

Was sie daran erinnerte, dass es längst Zeit für eines ihrer unregelmäßigen gemeinsamen Abendessen war. Sie wies ihr BCI gedanklich an, einen Termin mit Dells BCI abzustimmen.

Das oberflächliche Gespräch mit ihrer Mutter zog sich in die Länge. Melinda war daher fast schon dankbar, als der Tischroboter sie wissen ließ, dass Kappa das Interesse am Spiel verloren hatte. Die Ausrede kam ihr gerade recht.

Mit dem Abschluss des Telefonats kam eine gewisse Erleichterung. Jegliche soziale Interaktion war für Melinda in der Regel eher lästiger Aufwand als soziale Erholung. Zwar zwang sie sich zu dem Austausch mit anderen Menschen – unter anderem bei der täglichen Mittagspause –, doch würde sie ihren Trieben folgen, so würde sie den Alltag in glücklicher Isolation bestreiten. Sie war ein Opfer der unter Wissenschaftlern nicht selten vorkommenden Introvertiertheit. Sogar als ihr einziger Sohn noch bei ihr gelebt hatte, musste sie sich geradezu zwingen, ein Mindestmaß an Umgang mit seinen Freunden, Freundinnen und deren Eltern zu pflegen.

Natürlich konnte sie ihre leicht verkümmerte soziale Ader durch gezielte Anpassung ihrer Gehirnmodulierung stärken – doch davor scheute sie aus mehreren Gründen zurück. Erstens hatte sie das Gefühl, dass ein Eingriff in ihre Persönlichkeit eine Grenze überschritt. Darüber hinaus war sie der Meinung, dass es eigentlich von Vorteil war, wenn sie ihre Energie und Erfüllung nicht aus sozialen Kontakten ziehen musste. So war sie unabhängiger und nicht auf andere angewiesen. Dennoch bekämpfte sie ihren Drang zum Einzelgängertum zumindest im Ansatz – und wenn auch nur deshalb, um aus einer stärkeren Position heraus Dell seine Isoliertheit vorwerfen zu können.

»Genug gespielt?«, fragte Melinda den Papagei.

Kappa krächzte ein »Ja«, bevor er mit dem Schnabel auf den mittleren Roboterarm tippte, den Arm, der ihn vorhin gehalten hatte. »Schlafen?«

»Okay.«

Melinda gab den Befehl und der Roboter hob den Arm. Langsam, aber vertrauensvoll legte Kappa den Hals in die mit weichem Gummi verkleidete Hand. Sie schloss sich behutsam, kurz bevor der zweite

Arm eine Elektrode an das von der Membran geschützte Hirn legte und den Papagei schlagartig das Bewusstsein verlieren ließ.

Melinda rekapitulierte die heutigen Ergebnisse: Die Erinnerungen von Kappa waren unbeschädigt. Das Verhalten des Papageis zeigte keine Auffälligkeiten. Ebenso wenig die elektrische Signatur seines mittlerweile zu fünfundzwanzig Prozent synthetischen Gehirns.

Denn darum ging es bei ihren Experimenten.

In den letzten fünfundzwanzig Tagen hatte Melinda täglich etwa ein Prozent der Hirnzellen des Tieres durch Mikrochips ersetzt. Es war ein neuer wissenschaftlicher Ansatz, der von den früheren Versuchen, die Hirnfunktion mithilfe von Computern außerhalb des Körpers abzubilden, drastisch abwich.

Bei der historischen Forschung der Emulation hatte der Fokus vor allem darauf gelegen, die elektrische Funktion eines gesamten Gehirns auf etwa hundert Billionen Schaltkreise eines Computers zu übertragen. Doch dies hatte nie zu dem erhofften Erfolg geführt. Ohne Ausnahme war das Resultat eine chaotische elektrische Aktivität gewesen, die keinerlei Bewusstsein oder auch nur Intelligenz erkennen ließ.

Der Ansatz von Melinda dagegen, brachte nicht etwa die Gehirnaktivität zum Computer, sondern den Computer zum Gehirn. Die Idee baute auf den regenerativen biologischen Vorgängen auf, die in jedem Nervengewebe abliefen: Tagtäglich wurde das dichte neuronale Netz eines gesunden Gehirns angepasst, umgebaut, vor allem aber instandgehalten. Und obwohl unzählige Zellen außer Betrieb genommen oder ersetzt wurden, wies der Organismus an sich eine erstaunliche Kontinuität auf. Das Bewusstsein eines jeden Menschen schien unbehelligt von der Reparatur der fortlaufend anfallenden Schäden im Gehirn fortzubestehen. Das Selbst und das damit einhergehende Bewusstsein waren somit nicht an einzelne Neuronen gebunden, sondern schienen in der Struktur der Hirnmasse behaftet zu sein. Melindas funktionalistischer Theorie nach würde sich beim sukzessiven Ersetzen der dreidimensionalen Struktur des Gewebes durch nicht-biologische Elemente somit auch das Bewusstsein erhalten. Es würde bloß schrittweise von der organischen auf die synthetische Materie übergehen.

Doch dieser vielversprechende Ansatz war nicht ohne Hürden.

Frühere Versuche hatten Melinda bereits Demut gelehrt. Alpha, Beta, Gamma, Delta, Epsilon, Zeta, Eta, Theta und Iota hatte sie verloren, weil sie zu ambitioniert gewesen war: Mit zuerst zehn Prozent, dann acht, fünf, vier, drei, zweieinhalb, zwei, anderthalb und 1,2 Prozent Ersatz von neuronalen Zellen am Tag hatte sie die Tiere überstrapaziert. Nicht nur ihre Motorik hatte nachgelassen. Auch ihre Erinnerungsgabe und ihre Persönlichkeit hatten gelitten. Innerhalb von wenigen Tagen waren sie an generellem Körperversagen verendet.

Glücklicherweise hatten sich die Überlebensspannen mit geringeren Ersatzraten schnell verlängert. Bei Kappa schien sie nun eine magische Grenze erreicht zu haben: Ein Prozent Nervenzellen-Ersatz am Tag erlaubte es dem Gehirn anscheinend, die synthetischen Neuronen zu integrieren, zu akzeptieren, vielleicht auch nachzujustieren. Der einzige Nebeneffekt schien zu sein, dass der Papagei extrem schnell müde wurde. Wenn Melinda einen Tag lang den Ersatz von Zellen aussetzte, nahm jedoch auch der Schlafbedarf sofort ab. Bisher konnte sie keine Langzeitfolgen beobachten. Somit schien ein Prozent als Grenze nachhaltig zu sein.

Melinda atmete tief durch. Sie war ungeduldig. Hätten ihr anfangs gleich mehrere Versuchsobjekte zur Verfügung gestanden, so wäre sie mit ihren Forschungen sicherlich bereits deutlich weiter. Doch AKI – die letzte Instanz, das moralische Gewissen von Ararat – hatte ihr zwar Versuche an Tieren erlaubt, allerdings nicht an mehr als absolut notwendig. Immerhin. Denn eigentlich gehörten Tierversuche seit Jahrzehnten der Vergangenheit an. AKI schien nichtsdestotrotz die Relevanz von Melindas Forschungen erkannt zu haben und hatte ihr einen gewissen, wenn auch stark begrenzten, Freiraum gelassen.

Sie stand auf und ihr BCI teilte ihr ungefragt mit, was es zum Abendessen gab. Im gleichen Moment steuerte es ihre Gelüste nach, sodass sie sich uneingeschränkt auf ihr Mahl freute. Wie immer war es genauestens auf ihre momentanen biologischen Bedürfnisse ausgelegt.

Implizit wies ihr BCI damit gleichzeitig darauf hin, dass es Zeit war, zu gehen. Tatsächlich sprach nichts für einen verlängerten Arbeitstag. Heute konnte sie ohnehin nichts mehr tun. Den für diese Nacht anstehenden Ersatz von weiteren Neuronen würde der Roboter selbstständig und ohne ihre Hilfe vornehmen. Morgen früh würde sie Kappa erneut wecken, befragen und testen.

Und wenn alles gut ging, blieben dann nur noch vierundsiebzig Tage bis zum ersten Lebewesen, dessen Bewusstsein den Sprung von biologischer auf synthetische Materie vollzogen hatte.

Victoria, Prägung Retro, Tag 3

Victoria beobachtete ihre Schüler mit gemischten Gefühlen. Je nach Tag und Tageszeit schwankte die Laune, die Kreativität und die Kooperation der Sechzehnjährigen erheblich. Und damit auch Victorias Zuversicht was die Zukunft der Menschheit anging.

Denn nichts anderes war die diesjährige Abschlussklasse der einzigen Schule Ararats. Darüber hinaus war es die momentan größte Einzelklasse. Zwar gab es in den nachfolgenden Jahrgängen eine höhere Anzahl Kinder. Doch ab der neunten Klasse waren die Jahrgänge zweigeteilt worden. Ein Resultat der erfolgreichen Vermehrung der Menschheit seit der Anlandung der Arche I vor sechzig Jahren.

Ein lautes Lachen schallte durch den Raum. Unwillkürlich verhärteten sich Victorias Züge. Sie bekam sie augenblicklich wieder unter Kontrolle. Mit neutralem Gesicht richtete sie ihren Blick auf die Fünfergruppe am Fenster.

Enttäuscht seufzte sie innerlich auf, da die fröhliche Interaktion aus einer der homogensten Arbeitsgruppen stammte. Sie setzte sich aus einer Trans, zwei Retro und zwei Omega zusammen. Gewünscht hätte Victoria sich ähnliche Gefühlsausbrüche aus den stärker durchmischten Teams. Doch die Schüler schienen in diesem Alter längst die Gesellschaft ihrer eigenen Prägung zu bevorzugen.

Die eigentlich anvisierten Arbeitsgruppen mit immer allen fünf Prägungen gingen in keiner Stufe auf: Es gab ganz einfach mehr Retro und Omega, die sich etwas schneller fortzupflanzen schienen als die Trans, Denas und Psyphas. Ob dies ein nachhaltiger Trend war?

Besorgt wanderte Victorias Blick von Teenager zu Teenager. Schon bald mussten die Jugendlichen für ihre eigene Weiterentwicklung Sorge tragen. Keine Anleitungen mehr. Kein Händchenhalten. Und vor allem kein erzwungener Austausch mit den anderen Prägungen.

Der letzte Punkt war der eigentliche Grund für die weitere Existenz von Schulen. Denn das institutionalisierte Lernen an sich war seit Jahrzehnten irrelevant geworden. Schlaflernen, das externe Gedächtnis oder alternativ den augenblicklichen Zugriff auf alles Wissen der Menschheit über BCI, CTS oder EPA hatten das Erlernen von Fakten und vielen Fähigkeiten überflüssig gemacht. Doch

Menschen definierten sich nicht bloß über ihr Wissen. Ein vollwertiges Individuum baute zu noch stärkerem Maße auf seine sozialen Fähigkeiten. Und genau diese waren mit der ursprünglichen Abschaffung der Lerninstitute vor neunundvierzig Jahren abhandengekommen.

Schon in den Jahrzehnten davor hatte die Notwendigkeit für formale Ausbildung nachgelassen. Darüber hinaus hatte der technologische Fortschritt es vor einem halben Jahrhundert schließlich erlaubt, dass die menschliche Arbeit als Grundlage des Wohlstands nicht länger notwendig war. Es folgte die zweite Einführung des bedingungslosen Einkommens (BE). Damit fiel ein weiterer Grund für die Schulbildung weg. Kaum ein Jahr nach der Einführung des BE hatte AKI die Aussetzung und dann die Auflösung des Schulwesens vorgeschlagen und umgesetzt. Kaum drei Jahre später wurde die Schulpflicht wieder eingeführt. Die Menschheit hatte erkannt, dass Lehranstalten nicht ausschließlich zur Wissensvermittlung dienten. Die Fähigkeiten der Jugend zur Bildung und Beibehaltung von sozialen Beziehungen hatten sich als erschreckend fragil herausgestellt. Die Schulen waren daher von Gebäuden der Wissensvermittlung zu Orten des Gemeinschaftswesens geworden. Der Fokus lag auf dem Lernen von Sozialaspekten in einem erzwungenen Austausch mit den anderen Prägungen. Keine wirklich originelle Idee, war sie doch dem *Desegregation busing* in den ehemaligen USA der 1970er und 1980er nachempfunden worden. Damals war es allerdings darum gegangen, hellhäutige und Afroamerikaner zusammenzubringen. Schüler aus verschiedenen, sozial homogenen Wohngebieten wurden mittels Bussen in Schulen zusammengebracht. Der später wieder eingestellte Ansatz und die Resultate waren nicht unumstritten.

Ein erneutes, schallendes Lachen. Aus der gleichen Gruppe wie eben.

Victoria sah genauer hin. Die beiden Omega schienen sich blendend zu verstehen. Und in den Gesichtern der beiden Retro zeigte sich zumindest ein wenig Freude. Die weibliche Trans schien nicht involviert und sah unbeteiligt aus dem Fenster.

»Gemeinsam!«, wies sie die Gruppe an, die ihr Lachen sofort einstellte und ernst nickte. Stille legte sich erneut über den Klassenraum, hin und wieder unterbrochen durch das Rascheln der Kleidung.

Die Jugendlichen hatten die Aufgabe bekommen, gemeinsam künstlerisch tätig zu werden. Mit den Fingern zeichneten sie auf den Tischdisplays ein Gemälde zum Thema Freude. Dazu durfte jeder Schüler dreißig Sekunden lang an einem Teil des Gemäldes weiterarbeiten, bevor der oder die Nächste dran war. So entstanden überraschende Werke, die nicht nur Victoria zu faszinieren vermochten.

Neben der Vermittlung sozialer Fähigkeiten war die Förderung der Kreativität der zweite Fokus des heutigen Schulwesens. Insofern dazu neue Lerninhalte vonnöten waren, wurden sie zwar kurz vorgestellt, doch das Lernen fand zu Hause oder über technische Hilfsmittel statt. Im Klassenzimmer lag der Fokus fast vollständig auf der Interaktion. Dem Lehrer oder der Lehrerin verblieb die Rolle als Coach. Das Hinführen zum Dialog. Zum Austausch. Zum gemeinsamen Arbeiten. Über die Prägungen hinweg. Als eine Menschheit. Egal, ob Trans, Denas, Psyphas, Omega oder die in Communia – einem Vorort von Ararat – wohnenden Retro.

Das Licht im Klassenraum dimmte und wechselte dann von einem warmen Farbton in ein grelleres Weiß.

Pause.

Ohne Verzögerung wandten die Teenager sich von ihren Tischen ab und suchten den Weg zu ihren Freunden. Soweit Victoria es in der Schnelle überblicken konnte, gab es an keiner Stelle die verlangte formelle Auflösung der einzelnen Malgruppen.

»Halt!«, hielt Victoria sie zurück.

Ein Stöhnen ging durch den Raum.

Victoria brauchte die Aufgabe nicht auszusprechen: Die Jugendlichen wussten, was sie wollte. Die erst seit dieser Woche geltende Regel verursachte kaum Aufwand. Dessen ungeachtet ignorierten die Teenager sie immer wieder.

Und Victoria hielt sie jedes Mal aufs Neue zurück.

Murrend kehrten alle an ihre Tische zurück, murmelten »Danke für die gemeinsame Zeit«, um dann sofort kehrt zu machen und zu ihren Freunden zurückzukehren.

Victoria konnte ihren Schülern ihr Verhalten nicht wirklich übelnehmen. In der Pubertät wertete der Mensch gerne jede Vorschrift, die das eigene Verhalten vorgab, als einen persönlichen Angriff. Insofern hatte die Ablehnung vermutlich weniger mit der erzwungenen

Beschäftigung mit den anderen Prägungen, sondern vielmehr mit der Vorschrift an sich zu tun.

Und doch ... Die sich nun so schnell neu formierenden Gruppierungen, die zusammen den Raum verließen, waren fast ausnahmslos homogen. Bloß die Retro und die Omega vermischten sich hier und da.

Victoria konnte nicht anders: Sie ärgerte sich darüber. Auch wenn sie wusste, dass das Verhalten der Teenager nicht auf sie abzielte, nahm sie die sofortige Neugruppierung persönlich.

Dazu kamen die Blicke. Victoria hasste diese Blicke von einigen der Teenager, als diese den Raum verließen. Es fehlte ihnen der Respekt. Schlimmer: Einige schienen sogar auf sie herabzuschauen. Victoria, eine Retro, wurde aufgrund ihrer fehlenden geistigen und körperlichen Optimierung als rückständig angesehen. Und auch wenn die Lebensführung der Retro freiwillig war, stuften die anderen Prägungen sie als schwächer und bemitleidenswert ein.

Dabei boten die Retro einen von allen anerkannten Mehrwert: Da sie in dem engen sozialen Geflecht von Communia als einzige Prägung eine ursprünglichere Lebensweise beibehalten hatten, wurde ihnen eine hohe Expertise und Kompetenz im Bereich der Soziologie zugesprochen. Die Folge war, dass alle Lehrer und Lehrerinnen der Schule den Retro angehörten.

Als der letzte Schüler die Klasse verlassen hatte, packte Victoria ihre Sachen zusammen. Sie ließ ihren Blick ein letztes Mal durch den Raum wandern. Eine freundliche Umgebung. Warme Farben, große Fenster, viel Licht. Kreativität, Gemeinsamkeit – und Sicherheit.

Einen Moment lang verdunkelte sich ihre Miene.

Sicherheit ...

Wenn es doch bloß so wäre!

Leider hatten Tod und Verderben längst ihren Weg in die Klassenräume gefunden.

Unwillkürlich fuhr ihre Hand an ihrem Kleid hinauf, bis sie unter dem Stoff das kleine Kreuz spürte, das an einer Kette um ihren Hals hing.

Öffentlich zeigte Victoria keine Zeichen ihrer Konfession. Religion war in der heutigen Zeit kein dominierendes Thema mehr. Zumindest nicht für vier der fünf Prägungen. Lediglich einige Retro gehörten noch einer der vielen Glaubensrichtungen an – vor allem dem Animismus, der vor gut hundert Jahren die anderen Religionen verdrängt hatte.

Demnach war aller Materie – allen voran den Tieren und Menschen – eine spirituelle Essenz eigen. Doch für Victoria übersah der Animismus die eindeutigen Unterschiede zwischen den beseelten Menschen und dem Rest von Gottes Schöpfung. Über Jahrtausende hinweg hatten die frühen Jäger-Sammler geglaubt, dass es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Tier und Mensch gab. Ein Gedanke, mit dem sie sich beim besten Willen nicht abfinden konnte. Für sie gab es keine Allbeseeltheit, wie der Animismus ihn vorgab.

Ein letztes, kurzes Reiben des Kreuzes an ihrem Hals – es spendete ihr Trost –, dann verließ auch sie das Klassenzimmer. Victoria lief den geschwungenen Flur um den Innenhof entlang und verließ wie immer als letzte Lehrerin das Schulgebäude. Denn neben der Aufgabe als Lehrkraft nahm Victoria zusätzlich die Rolle der Schuldirektorin wahr.

Tief atmete sie die frische Luft ein und sah um sich. Die Schüler und Schülerinnen hatten sich längst in alle Windrichtungen zerstreut.

Bloß Zoe war noch zugegen. Das Mädchen lief gerade auf eines der Lokale im Inneren des Hauptrings zu. Ihr Ziel war ein Restaurant. Der Saloon.

Als Zoe einen Blick über die Schulter warf, senkte Victoria den Kopf, wandte sich nach links und begab sich nach Hause.

Dell, Prägung Trans, Tag -2

»Pod befindet sich im öffentlichen Virtuuum«, berichtete AKI proaktiv.

»Sein Status ist offen. Möchtest du zu ihm?«

Dell hatte eben erst Virtuuum betreten und befand sich noch in seiner Startumgebung. Wie immer machte diese einen äußerst aufgeräumten Eindruck: Er fühlte sich in asketischen Räumen am wohlsten, was noch stärker in seiner Arbeitsumgebung zur Geltung kam. Beide Bereiche unterschieden sich damit stark von seinem fast schon vermüllten Wohnzimmer in der realen Welt.

»Was, wirklich?«

Aufgeregt ersetzte Dell die bisher projizierten Informationen seiner persönlichen Historie mit denen von Pod.

Tatsächlich! Pod war zurückgekehrt! Nach dem letzten Gespräch von vor über einer Woche hatte er von Pod nichts mehr gehört. Sein Freund war einfach abgetaucht – obwohl sie sich zum Essen hatten treffen wollen.

»Enter N263S.«

Die Wände um ihn herum klappten zur Seite und verschmolzen mit der neuen Umgebung. Dell stand nun nicht länger in seiner Startumgebung, sondern inmitten einer imposanten Naturkulisse. Hinter ihm befand sich ein dichter Wald und vor ihm ragte eine schroffe Felswand auf. Es gab regelmäßige Einschnitte in den Felsen; horizontale Einkerbungen, die alle zehn Meter wiederkehrten und hoch genug für einen aufrechtstehenden Menschen waren. Furchen, wie von einem Riesen mit den Fingern in den Stein gekratzt.

Und zwei Füße baumelten aus der ersten Einkerbung über ihm.

»Pod!«

Ein Gesicht erschien.

»Dell! Freut mich, dich zu sehen!«

»Wirklich? Dafür bist du mir die letzten paar Tage sehr konsequent aus dem Weg gegangen!«

Pod schien kurz widersprechen zu wollen, zuckte dann die Achseln.

»Das hatte nichts mit dir zu tun.«

Dell hob die Augenbrauen, auch wenn sein Freund das von dort oben vermutlich nicht erkennen konnte.

»Soll ich herunterkommen, oder ...?«

»Ich komme zu dir.«

Dell ließ sich den Streckenabschnitt anzeigen, der für Anfänger gedacht war. Er war kein begabter Sportler und konnte sich nicht wirklich für das Klettern begeistern. Seine Höhenangst limitierte ihn zusätzlich. Auch wenn er wusste, dass er im Virtuuum bei einem Fall nicht zu Schaden kommen würde. Er sah auf seine Füße, die bereits in Kletterschuhen steckten. Dazu befand sich an seinem Gürtel nun ein kleiner Beutel mit Talkumpulver.

Ein paar Meter weiter nach rechts war der angeblich einfachste Aufstieg: Relativ tiefe Handgriffe und eine leicht geneigte Felswand erlaubten es auch dem unerfahrenen Kletterer, den Fels zu bezwingen. Den Blick stur nach oben gerichtet, überwand Dell die Strecke in wenigen Minuten, zog sich in die Einkerbung und richtete sich auf.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, sodass er sich größtenteils im Schatten des überhängenden Felsens befand. Gute zwei Meter tief und in etwa gleich hoch, bot die langegezogene Furche schöne Ausblicke. Die meisten Baumwipfel lagen unter ihm. Bloß die eine oder andere Pinie strebte weiter hinauf.

In wenigen Schritten war er bei Pod. Er setzte sich und ließ wie sein Freund die Füße über den Abgrund baumeln.

»Immer noch kein Fan vom Klettern«, stellte Pod fest.

»Ist mir zu einsam.«

»Hm«, überlegte Pod. »So habe ich das noch nie gesehen.«

»Apropos sehen. Wo warst du die letzten Tage? Ich habe dich sowohl im Virtuuum als auch bei dir zu Hause nicht erreichen können.«

»Ich hatte mich isoliert«, erwiderte Pod. Sein halblanges Haar fiel ihm vor die Augen. Es war eine Spur heller als sein Bart, was Pod älter wirken ließ.

Unwillkürlich stellte Dell sich die Frage, ob auch er längst die Schwelle vom Jugendlichen zum Erwachsenen überschritten hatte. Mit fünfunddreißig war das eigentlich eine überflüssige Frage. Allerdings fühlte er sich nach wie vor jung.

»Ich habe eine neue Erweiterung«, sagte Pod nun. »Ich brauchte Zeit, mich mit ihr anzufreunden. Musste lernen, wie ich mit ihr umgehe.«

»Was hast du genau erweitert?«

»Komputationsleistung.«

»Oh.«

Eine eher unspektakuläre Offenbarung. Auch Dell fügte regelmäßig mehr Rechenleistung hinzu. Leider flachten die realisierbaren Zugewinne schnell ab. Als die ersten externen Prozessoren zur Erweiterung des menschlichen Gehirns vor etwa vierzig Jahren auf den Markt kamen, wurden diese noch direkt in den Schädel eingesetzt. Die integrierten Elektroden-Arrays wurden mit der Hirnrinde verbunden. Da der menschliche Schädel nur begrenzt groß war, musste man irgendwann auf externe Prozessoren umsteigen, die nach wie vor direkt am Kopf befestigt werden mussten, um die Latenzzeiten kurz zu halten. Waren die Signale vom Gehirn zum Prozessor länger als eine Millisekunde unterwegs, ergaben sich kognitive Dissonanzen. Heutzutage erlaubte die Miniaturisierung das relativ unauffällige Anbringen von externen Prozessoren, die mittels einer festen Verdrahtung durch die Schädeldecke zum dort implantierten BCI vordrangen. Ein weiterer Ausbau der Prozessorleistungen war dabei zunehmend schwierig, da Fortschritte bei der räumlichen Minimierung der Prozessoren kaum noch zu verzeichnen waren.

»Wie viel hast du hinzugefügt?« Dell versuchte, die Enttäuschung nicht durchklingen zu lassen.

»Hundert oder mehr.«

»Eine Verhundertfachung?« Nun war sein Interesse doch geweckt. Unwillkürlich schaute er hinter Pods Ohr. Doch auch wenn er dort am realen Körper nun ein imposantes Prozessorarray tragen dürfte, zeigte sein Avatar bloß Haut. »Wusste gar nicht, dass das schon machbar ist.«

»Nein«, sagte Pod, sich ihm zuwendend. Seine Augen funkelten, als er sagte: »Nicht am Ohr. Und keine Verhundertfachung. Sondern hundert BU.«

Dell verzog das Gesicht. Veräppeln konnte er sich selbst. »Hundert *Brain Units*?«

»Genau.«

»Die Leistungsfähigkeit von BCI-Prozessoren hat somit in den letzten Tagen einen Sprung um gleich mehrere Größenordnungen vollzogen«, sagte Dell ungläubig und irritiert. »Bloß, dass der Rest der Menschheit, inklusive mir, davon irgendwie nichts gehört hat.«

Auch wenn es bereits seit Längerem Prozessoren gab, welche die Verarbeitungsleistung des menschlichen Gehirns um mehrere

Größenordnungen übertraf, war es bisher nicht möglich gewesen, die benötigte Hardware derart zu verkleinern, dass sie in oder an den menschlichen Schädel passte. Die BCI-Prozessoren waren daher in der Regel deutlich kleiner und lagen bei maximal einem halben BU.

»Nicht direkt ... Es handelt sich vielmehr um die Kombination dreier inkrementeller Entwicklungen«, widersprach sein Freund.

Pod schien den Moment geradezu auszukosten. Er hielt den kleinen Finger der rechten Hand hoch.

»Erstens eine erhöhte Elektrodendichte des BCI, die eine bessere Vernetzung zum Cortex erlaubt.«

Der Ringfinger kam hinzu.

»Zweitens die konsequente Nutzung von Mikroporen in der Schädeldecke, welche die Signaldichte zwischen BCI und externen Prozessoren und Speichern auch ohne Festverdrahtung in die Höhe treibt. Sowie die Latenzzeit verringert.«

Der Mittelfinger.

»Und drittens, eine unmittelbare Einkopplung von elektromagnetischen Signalen in das BCI. In ein BCI, welches elektromagnetische Signalverarbeitung betreibt.« Er ließ diese Aussage kurz wirken. »Die elektromagnetischen Signale dringen durch die unter zweitens genannten Mikroporen – und benötigen nicht länger die bisher notwendige Umwandlung in elektrische Signale. Damit ergibt sich eine weitere Verringerung der Latenzzeiten.«

Egal, wie man es betrachtete: Es waren immer die Latenzzeiten, die der Menschheit Grenzen setzten. Die Latenzzeiten hatten dazu geführt, dass Prozessoren und Speicher direkt am Kopf angebracht werden mussten, möglichst nah am Gehirn. Und eine Nutzung der Cloud-Rechenleistung war ebenso aufgrund von zu hohen Latenzzeiten nicht möglich gewesen. Die benötigte Umwandlung der elektromagnetischen Signale in elektrische Signale dauerte einfach zu lange.

Aber was Pod gerade erzählte, schien Dells Weltbild auf den Kopf zu stellen!

Wenn das BCI nun tatsächlich direkt mit elektromagnetischen statt elektrischen Signalen arbeitete, so wurde es möglich, Rechenleistungen aus der Cloud zu beziehen – ohne Dissonanzen durch die Signalumwandlung.

Konnte das wirklich stimmen?

Während Dell die drei genannten Weiterentwicklungen erneut gedanklich durchspielte, war er sich des belustigten Blickes von Pod durchaus bewusst. Aber das spielte momentan keine Rolle. Denn sollte der Trans die Wahrheit gesprochen hatte, so hatte die Menschheit eben einen Quantensprung vollzogen. Die bisherigen Limitationen bei der Denkleistung wären aufgehoben. Theoretisch könnte ein einzelner Mensch auf ...

»Heißt das ...«, setzte Dell an, sich wieder auf Pod fokussierend.
»Heißt das, dass du nun auf die gesamte Cloud-Infrastruktur zugreifen kannst?«

Pod lachte laut auf. »Das könnte ich kognitiv wohl kaum aushalten! Theoretisch ist das zwar möglich – zumindest auf die elektromagnetische Cloud-Infrastruktur – aber ich habe den Zugriff selbstverständlich eingeschränkt.«

»Hundert Brain Units!«

»Hundert Brain Units«, bestätigte Pod. »Wenn auch nicht durchgängig. Du kannst dir die Klarheit, die Geschwindigkeit und Wahrnehmungsschärfe beim besten Willen nicht ausmalen!« Ungefilterte Begeisterung zeigte sich in Pods Gesicht.

»Deine Arbeit«, erkannte Dell. »Deswegen arbeitest du im Bereich der elektromagnetischen Prozessoren!«

Sie sprachen kaum über ihre Aufgaben außerhalb ihres Lebens im Virtuum. Dell rief daher zur Bestätigung Pods Arbeitshistorie auf: Der Trans war seit vielen Jahren im Computing-Bereich tätig, und dort für die Entwicklung einer Cloud-Umgebung für elektromagnetische Prozessoren zuständig. Diese Art der Computer-Infrastruktur basierte nicht auf einzelnen Feststoff-Transistoren, sondern führte mathematische Operationen zwischen masselosen elektromagnetischen Strahlungen durch. Die direkte Verwendung der elektromagnetischen Signale des Gehirns, ohne zeitintensive Umwandlung in Elektrosignale für herkömmliche Prozessoren, erlaubte eine erhebliche Reduktion der Latenzzeiten.

Die *notwendige* Reduktion der Latenzzeiten.

»Ist nur fair, dass ich mich selbst als Versuchskaninchen zur Verfügung stelle«, sagte Pod, bevor er grinsend hinzufügte: »Was ich nicht alles für die Menschheit tue!«

»Sie auf jeden Fall nicht Teil haben lassen«, beschwerte sich Dell. Er war aufgestanden und lief aufgereggt hin und her. »Stattdessen hast du dich eine Woche lang abgesondert.«

Pod folgte seinem Beispiel und ging neben ihm her. »Das war nicht geplant. Als ich mich zum ersten Mal einkoppelte ...« Er zuckte die Achseln und sah dabei fast schon hilflos aus – ganz im Gegensatz zu dem fähigen Kletterer, der mühelos Felswände bezwang. »Dell, das kannst du dir nicht vorstellen! Es war bewusstseinsweiternd. Und gleichzeitig flößte es mir Angst ein. Die Zeit schien sich weiter zu entschleunigen, neue Zusammenhänge wurden mir klar, erweiterte Kontrolle über Gedanken und Umwelt ergaben sich.«

Dell hielt an, rieb sich die Nasenflügel. »Kannst du mal etwas spezifischer sein? Was ist anders als früher?«

Ein breites Grinsen erschien auf Pods Gesicht. »Soll ich es dir zeigen?«

»Bitte.«

»Okay, Moment, ich muss den Zugriff erst wieder hochschrauben. Momentan nutze ich keine Cloud. Vier BU sollten vorerst reichen. Fertig?«

Bevor Dell antworten konnte, war Pod schräg nach oben gesprungen, drehte sich gleichzeitig um hundertachtzig Grad und fand mit den Händen an der Felswand oberhalb der Einkerbung halt. Mit übermenschlicher Kraft zog er sich in die Höhe, zielsicher die nächsten Handgriffe setzend.

Beeindruckt ließ Dell sich auf alle Viere nieder, die Hände auf den Felsenrand aufsetzend, um besser an dem Überhang vorbeischaun zu können. Pod war bereits gute acht Meter entfernt, hielt nun an und sah herab.

»Das waren vier BU. Jetzt steigern wir auf zehn BU.«

Langsam, ohne den Blick von Dell zu nehmen, begann er sich um die eigene Achse zu drehen. Er setzte die rechte Hand tiefer an und zog das linke Bein nach oben. Im Uhrzeigersinn wandte er sich langsam Dell zu: Mit dem Kopf zuerst nach rechts, dann nach unten zeigend. Die Füße hafteten über ihm an der Felswand. Wie eine Spinne. Mühelos und Dell angrinsend. Langsam kroch er in dieser Haltung die Felswand hinab.

»Dies sind alles bloße Fähigkeitsverbesserungen«, erläuterte er. »Ein gesteigertes Verständnis für Simulation und Körper. Eine

Erhöhung der Rechenleistung oberhalb etwa fünfundfünfzig BU erlaubt dann einen weiteren Sprung. Er hielt inne. Ein Schaudern durchlief ihn, als er die Leistung weiter in die Höhe trieb. Dann hob er die rechte Hand und hielt sie Dell hin. Fasziniert sah Dell, wie Pods Hand sich veränderte. Die Haut wurde schuppig, die Finger wurden breiter und flacher.

Kaum zu fassen!

Pod nahm eigentlich unerlaubte Veränderungen an seinem Avatar vor!

Zwar konnte jeder Avatar sein Äußeres innerhalb der typischen menschlichen Vielfalt anpassen, doch die Regeln im Virtuuum erlaubten ausschließlich in den F-Welten eine Veränderung außerhalb der humanen biologischen Vielfalt vorzunehmen. Momentan befanden sie sich allerdings in einer N-Welt, wobei das N für *Natur* stand.

Und hier sollte die von Pod eben vorgenommene Änderung unmöglich sein.

Die Hand am Überhang aufsetzend, stieß Pod sich ab. Der ganze Körper rotierte um die auf dem Felsen wie angeklebte Hand und Pod landete neben Dell.

»Ich bin nun in dem Bereich der Rechenleistung, der es mir erlaubt, Lücken im Code von Virtuuum zu entdecken und auszunutzen«, erklärte Pod. »Es geht noch besser. Achtzig BU!« Ein Zittern durchfuhr ihn. »Jetzt kann ich direkt mit dem Code von Virtuuum interagieren!«

Er setzte zum Sprung an und hechtete aus der Höhle heraus. Doch anstelle herabzustürzen, zog ihn eine unsichtbare Kraft wieder zurück und er landete nur wenige Meter unter Dell an der Felswand. Kaum zwei Sekunden später stand er wieder neben ihm.

»Endlose Möglichkeiten!«, sagte er. »Schau!« Seine Füße verließen den Boden. Er schwebte frei in der Luft und stieß sich den Kopf an der Felsdecke. »Au!«, beklagte er sich, lachte dann. »Kein Problem, neunzig BU!« Und als er erneut seine Höhe innerhalb der Einkerbung nicht genau tarierte, stieß er nicht etwa an ...

Schockiert sah Dell zu, wie Pods Kopf in den Felsen eintauchte. So, als ob es sich bei dem Stein bloß um Watte handelte.

Pod landete. »Gottesgleiche Kräfte! Fünfundneunzig BU! Damit kann ich ...«

Er erschauerte erneut – doch dieses Mal fiel sein Gesicht in sich zusammen. Unsanft landete er auf den Füßen.

»Cancel!«, sagte Pod, biss kurz die Zähne aufeinander und schloss die Augen. Dann atmete er tief ein, richtete sich auf und dehnte sich. »Wow, das war ein wenig viel! Ich glaube, das reicht für heute. Ich brauche eine Pause.«

»Wie kann ich ...«, setzte Dell an, doch Pod winkte ab.

»Nicht jetzt. Später.«

Er sah plötzlich um zehn Jahre gealtert aus. Müde. Seine gute Laune war verfliegen. Aus Euphorie war Niedergeschlagenheit geworden.

»Aber ...«

»Wollen wir uns heute zu Mittag treffen?«, unterbrach ihn Pod. »Im Stadtzentrum?«

Dell schüttelte den Kopf. »Das hast du vor über einer Woche auch schon mal vorgeschlagen.«

»Nee, wirklich«, sagte Pod. »Ich brauche jetzt erst mal Ruhe.«

»Okay«, stimmte Dell zu. »Dann um zwölf Uhr bei ...?«

»Perfekt«, unterbrach Pod ihn – und beendete seine Teilnahme an der Simulation.

Er verschwand und ließ Dell allein zurück.

Dell folgte seinem Freund nicht sofort. Auch er brauchte ein wenig Zeit, um das Gehörte und Gesehene zu verarbeiten.

Mit glasigem Blick betrachtete er die Landschaft vor sich, während sich die Szenen erneut vor seinem geistigen Auge abspielten.

Ein Durchbruch!

Die nächste Evolutionsstufe der Menschheit!

Die seit Jahren ...

»Verdammt!«, fluchte er. Sein BCI unterbrach seinen Gedankengang nun schon zum dritten Mal. Es ließ ihm erneut die gleichen beiden Informationen zukommen: Seine Nahrungsaufnahme war überfällig und er hatte eine Verabredung mit seiner Schwester. AKI forderte ihm dementsprechend zum Verlassen von Virtuuum auf.

Tatsächlich verspürte Dell ein eindeutiges Hungergefühl. Der Termin mit Melinda stand nun allerdings im Konflikt mit dem eben neu vereinbarten Mittagessen mit Pod.

Dell wies sein BCI an, sein Hungergefühl abzuschwächen. Diese Vorgehensweise würde ihm nur einen begrenzten Aufschub liefern, da BCIs bloß in geringem Maße und nur zeitweilig lebenswichtige

Körpersignale überlagern durften. Aber Dell brauchte noch ein paar Minuten.

Er ließ das Mittagessen mit seiner Schwester auf einen anderen Tag umlegen. Er entschuldigte sich bei ihr mittels einer kurzen Nachricht und führte Unterstützung für einen guten Freund als Grund an.

Wenn er ehrlich war, kam ihm die Verschiebung ganz recht. Noch weniger als sonst hatte er heute Lust auf eine Auseinandersetzung zur Sinnlosigkeit seines Lebenswandels. Aus der Sicht seiner Schwester war das Verbringen von Lebenszeit in einer virtuellen Welt verschwendete Zeit. Verlorene Zeit. Sinnfreie Zeit.

Dass Virtuuum eine andere Art des sozialen Austausches zuließ und dazu die gefühlte Lebensspanne deutlich verlängerte, ließ Melinda bisher nicht gelten. Und doch: Er meinte bei ihr ein gewisses Interesse an der Zeitdehnung im Virtuuum zu erkennen. Während sie in ihrem Labor acht, zehn oder sogar vierzehn Stunden am Tag verbrachte, konnte er im Virtuuum seine Arbeit in der Regel innerhalb einer einzelnen realen Stunde erledigen. Somit durfte der ehemals so süffisant von ihr angeführte Vorwurf, dass Virtuuum ein Zeitkiller wäre, eigentlich längst nicht mehr gelten.

Dazu kam, dass Dells Arbeitsfeld sich gerade der Aufgabenstellung widmete, die Zeit weiter zu dehnen. Dazu war er neben den Arbeiten an der BCI-Architektur auch an der Entwicklung – und der immerwährenden Weiterentwicklung – der Synchronizer-Technologie beteiligt. Sie erlaubte es, die im Virtuuum laufenden Simulationen im Sinne der sich dort treffenden Avataren zu optimieren. Denn die individuelle Zeitdehnung im Virtuuum hatte sich als große Herausforderung für die Interaktion zwischen Avataren herausgestellt. Während die geübteren Avatare – oder diejenigen, die sich über zusätzliche Speicher- und Prozessorleistung kognitive Vorteile verschafft hatten – die Zeit deutlich stärker entschleunigen konnten, mussten andere mit geringeren Zeitdehnungen arbeiten. Wenn sich mehrere Avatare im Virtuuum in einer Simulation zusammentaten, so musste die Synchronizer-Funktionalität alle an die Zeitgeschwindigkeit anpassen, die von dem schwächsten Avatar gerade noch so verarbeitet werden konnte, ohne dass dies zu Kopfschmerzen oder Diskontinuitäten führte. Mit jeder Änderung der vorhandenen Avatare fand eine erneute Optimierung statt. Darüber hinaus benötigte jede Situation eine weitere Anpassung, da nicht jede Aktion die gleiche

kognitive Leistung brauchte. Dells Aufgabe war es, die Weiterentwicklung des Synchronizers derart voranzutreiben, dass eine weitere Zeitdehnung möglich wurde. Dazu griff er momentan vor allem auf den Mechanismus des eingeschränkten Fokus zurück. In der Regel konnte ein Mensch lediglich eine Sache gleichzeitig machen, beziehungsweise er oder sie nahm nur eine Sache gleichzeitig wahr. Daher war es in der Simulation eigentlich nicht notwendig, alles andere – Gefühle, Gegenstände, Wahrnehmungen – voll auszugestalten. Durch die gezielte Verengung der Wahrnehmung auf wenige Bestandteile konnte kognitive Leistung freigesetzt werden. Diese wurde dann für eine weitere Zeitdehnung genutzt.

So hatte Dell es bereits geschafft, eine Zeitdehnung um den Faktor zehn zu erreichen.

Was nun allerdings eine Rechenleistung von hundert BUs für die Zeitdehnung bedeutete?

Eine spannende Frage!

Dell spürte, wie das Hungergefühl wiederkehrte. Er seufzte, wusste er doch, dass sein BCI es bloß gut mit ihm meinte.

»Exit Virtuum«, sagte er.

Zoe, Prägung Psyphas, Tag 3

In Gedanken verloren starrte Zoe dem Konstabler auf den Mund, ohne jedoch wahrzunehmen, was er sagte. Genau genommen sogar, ohne zu realisieren, dass sie ihn anstarrte.

Sie saßen nach wie vor an der Bar des High Noon Saloon. Das Gespräch hatte uninteressant angefangen und schien sich nicht zu bessern. Zuerst hatte der Konstabler mit den typischen Fragen aufgewartet: Wie war die Schule? Was sind deine Lieblingsfächer? Hobbies? Freundschaften? Sie hatte zunehmend desinteressiert geantwortet und irgendwann mental abgeschaltet.

Erst als er nun plötzlich schwieg, den Kopf senkte und sie fragend ansah, wachte sie aus ihrem Tagtraum auf.

Sie hob den Blick, dann fragend die Augenbraue.

»Der Leistungssprung?«, fragte er in einem Tonfall, der implizierte, dass er die Frage bereits zuvor gestellt hatte.

»Leistungssprung?«

»Ich hatte gefragt, wie sich der Leistungssprung bei dir erkennbar gemacht hat?«, wiederholte er nach einer kleinen Pause, damit seine Irritation zum Ausdruck bringend. »Woran hast du gemerkt, dass du plötzlich gesteigerte kognitive Fähigkeiten besitzt?«

»Die Noten wurden besser.«

Sein Gesichtsausdruck zeigte ihr, dass ihn die triviale und damit im Ansatz beleidigende Antwort ärgerte.

»Kam die Änderung der Fähigkeiten schlagartig oder hat sich das über einen gewissen Zeitraum aufgebaut?«

»Eher eine Sprungfunktion als eine S-Kurve«, sagte sie, bevor sie um sich schaute. Zwar wurde erwartet, dass man einem Konstabler Rede und Antwort stand. Doch der dabei an den Tag gelegte Grad der Höflichkeit ließ einen gewissen Spielraum zu.

»In allen Fächern?«

»Ich war früher durchschnittlich in Mathe«, erbarmte sie sich seiner nach einem kurzen Moment. Vielleicht würde eine zuvorkommendere Herangehensweise zu einem schnelleren Ende des Gesprächs führen. »Eines Tages schien plötzlich etwas mit meinem Verständnis zu passieren. Ich konnte Formeln und Zusammenhänge auf einmal viel

einfacher visualisieren. Es handelte sich dabei nicht länger um einzelne Bausteine. Stattdessen fügten sie sich zu einem Ganzen. «

»Danke«, erwiderte er, offensichtlich glücklich darüber, dass sie ihre bisherige Ablehnungstaktik aufgegeben hatte. »Und bei anderen Fächern?«

»Nicht bei allen wurde ich besser. Aber bei den meisten: Logik, Physik, Quantenchemie, Philosophie, Biolo...«

»Philosophie?«, unterbrach er sie. »Es liegt nahe, dass bessere Ergebnisse in Mathematik mit Leistungsverbesserungen in den anderen naturwissenschaftlichen Fächern korreliert sind. Aber Philosophie? Wie hat sich das geäußert?«

Interessant! Tatsächlich waren genau die neu erfahrbaren philosophischen Erkenntnisse der eigentlich kritische Faktor. Und Lennon hatte geradewegs in die Wunde gegriffen. Der Omega schien cleverer als anfangs gedacht!

Vielleicht sollte sie doch etwas präsenter sein und sich überlegen, was sie Preis gab.

Und was nicht.

»Auch Philosophie ist Logik«, sagte sie. »Annahmen, Ableitungen, Beweisführungen. Alle mir bekannten philosophischen Lehren setzen bei ein paar Grundannahmen an. Der Rest ist im Grunde bloß eine logische Weiterentwicklung. Daher sind diese Grundannahmen essenziell. Kleinste Abweichungen in der Basis-Theoremen können zu erstaunlichen Änderungen der darauf aufbauenden ethischen und sozialen Normen führen. Das ist zwar ein interessantes Gedankenspiel, am Ende nichtsdestotrotz, wie bereits gesagt, nur eine Übung in der Logik.«

»Irgendwelche bestimmten Lehren, denen du nahestehst?«

Eine Fangfrage? Oder einfach nur Konversation?

»Nein«, antwortete sie mit einem Achselzucken.

Er schien weiter nachhaken zu wollen, beließ es dann dabei.

»Du bist in Behandlung bei Rim«, wechselte er stattdessen das Thema.

»Nein.«

»Nicht?«, fragte er verwirrt und rief dem Anschein nach Informationen über seine elektronischen Kontaktlinsen auf.

»Merkwürdig, hier steht, dass du regelmäßig bei Rim bist.«

»Ja, das stimmt. Nur bin ich nicht in Behandlung«, korrigierte sie ihn ruhig, aber bestimmt. »Ich bin keine Patientin. Ich helfe ihr freiwillig bei ihrem Projekt. Sie ist Genetikerin mit dem Schwerpunkt Psyphas.«

»Ach so, sorry.«

Sie reagierte nicht, sondern sah ihn abwartend an. Als er nicht sofort nachhakte, nickte sie und stand von ihrem Barhocker auf. »Ich müsste langsam los.«

»Sicher, sicher«, erwiderte er und erhob sich ebenso, sie hierbei nicht anschauend. Er schien sich weiter durch die ihm angezeigten Informationen zu arbeiten. »Danke für die Zeit! Und mit Rim ... Sie forscht zum Genom, beziehungsweise zu den Änderungen der DNS und damit verbundenen physischen und psychischen Anpassungen, richtig?«

»Ja.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Okay, danke. Nochmals vielen Dank für deine Zeit.«

Er reichte ihr die Hand und ließ ihr den Vortritt.

Zoe war gerade an der Tür, als er sie aufhielt.

»Zoe! Sorry, noch eine kurze Frage! Habe ich vergessen!«

Lennon kam herbeigeeilt. »Eine Frage noch zu deinen Eltern?«

Zoe merkte, wie sie unsicher wurde. »Meine Eltern?«

»Anscheinend haben sie früher den Wirkstoff Clarity genommen. Als Teil ihrer Psychopharmaka-Diät.«

Beeindruckend. Der Konstabler war ein besserer Spürhund als anfangs vermutet.

»Wenn das so dokumentiert ist«, erwiderte sie emotionslos.

»Es handelt sich eigentlich um einen Wirkstoff, der eine Erhöhung der geistigen Leistung bewirkt – daher wohl auch der Name: Clarity. Weil das Präparat bei einigen Individuen schwere Depressionen verursacht haben soll, wurde die Substanz bereits vor über zehn Jahren verboten.«

»Ich erinnere mich«, sagte sie, dabei einen Gesichtsausdruck fabrizierend, der nahelegen sollte, dass sie in den Tiefen ihres Gehirns grub. »Clarity war, glaube ich, damals auch unter dem Namen Multidim bekannt.«

Eine kurze Pause, während der Lennon die Information überprüfte. Als er die Richtigkeit ihrer Aussage bestätigt fand, stellte er aufgeregt fest: »Multidim. Von Multidimensional! Weil sie es den Psyphas erlaubte, in neue gedankliche Sphären vorzustoßen!«

»Passender Name«, stellte sie sachlich fest. Ihre Hand ging wieder zur Tür, aber er war noch nicht fertig. Lennon war nun wie ein Spürhund, der Witterung aufgenommen hatte.

»Die Droge hatte auch Auswirkungen auf Ungeborene«, gab er die dokumentierten Informationen weiter. »Sie führten zu Hirnveränderungen, deren Auswirkungen bis heute nicht wirklich verstanden werden.«

Sie wartete, interessiert zu sehen, welche Schlüsse er ziehen würde.

»Ich frage mich, ob diese Gehirnveränderungen zu neuen kognitiven Leistungen bei den Nachkommen führt«, überlegte er. »Ob das eventuell auch zu deinen intellektuellen Leistungen beigetragen hat.«

»Das kann ich leider nicht beantworten.«

»Nein ... Klar ...« Er überlegte. »Allerdings meinst du vorhin, dass du in der Lage bist, mathematische Zusammenhänge visualisieren zu können. Auch in mehr als den drei räumlichen Dimensionen?«

»Auch das kann ich leider nicht beantworten.«

Er sah sie verwirrt an. »Warum nicht?«

»Warum nicht?« Zoe zuckte die Schultern. »Dazu müsste ich selbst erkennen, ob meine mentalen Repräsentationen tatsächlich über die für Menschen typischen vier Dimensionen – ich zähle die Zeit mal hinzu – hinausgehen. Da aber allein die Zeit- und die Raumdimensionen sich uns sehr unterschiedlich offenbaren, realisiere ich unter Umständen überhaupt nicht, dass ich bereits eine weitere Dimension erfassen kann. Soweit wir wissen, sind höhere Dimensionen ja von einer ganz anderen Art.«

Während der Omega diese Information verarbeitete, machte sie sich endgültig auf den Weg.

»Ich muss nun wirklich los. Hat mich gefreut.«

»Ja ... Gleichfalls ...«

Bevor er sie ein weiteres Mal aufhalten konnte, stand Zoe bereits im Freien.

Auf dem Weg nach Hause ging sie den Austausch gedanklich erneut durch.

Die Lage war eindeutig: Der Konstabler hatte die Fährte aufgenommen. Früher oder später würde er die relevanten Puzzle-Teile zusammenfügen.

Es wurde Zeit, ihre Pläne zu beschleunigen!

Maya, Prägung Omega, Tag 4

Mayas EPA signalisierte ihr, dass ihre Aufregung zu außergewöhnlich hohen Adrenalin-Werten führte. Tatsächlich hatte sie die eben erhaltene Nachricht von Anan über alle Maßen erfreut. Wobei die momentanen Emotionen mit Sicherheit mit einer gewissen Übersteuerung aufgrund der negativen Stimmungslage der letzten paar Tage einhergingen.

Nach anfänglichem Frust und Ärger, als Anan mitten in ihrer Sitzung einfach die Verbindung gekappt hatte, war es nicht verwunderlich, dass die plötzliche zweite Terminanfrage nun genau das Gegenteil in Maya bewirkte. Allerdings war ihr nicht klar, warum Anans Abweisung sie überhaupt so stark berührt hatte. Diese Überreaktion stand ganz im Gegensatz zu Mayas eigentlich recht ausgeglichener und selbstsicherer Natur.

»Anan? Schön, dass du dich wieder gemeldet hast!«, begann sie das Gespräch möglichst offen. Wie beim letzten Mal gab es keine Sichtverbindung.

»Hallo, Maya. Ich entschuldige mich für den plötzlichen Abbruch des letzten Gesprächs.«

»Kein Problem, du musst dich in unserem Austausch wohl fühlen. Falls nicht, steht es dir frei, das Gespräch zu beenden.« Eine kurze Pause, dann der Versuch zur Auflockerung. »Natürlich schätze ich immer ein kurzes *Auf Wiedersehen*, damit ich weiß, dass alles in Ordnung ist.«

»Okay.«

»Möchtest du darüber reden, warum du unseren letzten Austausch abgebrochen hast?«

»Nein.«

Maya übte ihren Beruf lange genug aus, um die Abweisung nicht persönlich zu nehmen – auch wenn sie wie beim ersten Gespräch mit Anan merkte, dass es ihr bei dem Mädchen schwerer als sonst fiel, die Contenance zu behalten.

»Dann wenden wir uns doch wieder deinen Träumen zu. Warst du erfolgreich darin, dich deiner im Schlaf bewusst zu werden?«

»Ja, viermal.«

Maya verschlug es die Sprache. Ihre Herzfrequenz zog schlagartig an. »Viermal in den letzten beiden Nächten?«

»Ja. Einmal vorgestern Nacht, dreimal gestern Nacht.«

»Das ist ... Glückwunsch! Es ist ungewöhnlich, dass der Erfolg sich derart schnell und geballt einstellt. Hast du die Handübung angewendet?«

»Ja. Allerdings brauchte ich bei den letzten beiden Malen die Hände nicht mehr. Stattdessen wurde ich mir in dem Moment bewusst, dass ich träumte, als eine Situation im Traum eintrat, die eindeutig nicht real sein konnte.«

»Sehr gut. Die Hände sind in der Tat bloß eine Art Trick, der mit der Zeit nicht mehr benötigt wird. Wie erfolgreich warst du darin, den Traum zu erhalten, beziehungsweise über längere Zeiten luzide zu bleiben?«

»Das war mehr ein Hin und Her zwischen Klarheit und fehlender Luzidität.« Anan schien mit sich zu hadern, fuhr dann fort: »Auch wenn ich luzide wurde, fehlte mir der Wille, selbst das Ruder zu übernehmen. So, als ob ich teilweise auf Autopilot lief. Ich ließ mich weitertreiben und verlor immer wieder das Wissen darüber, dass ich träumte.«

»Das ist tatsächlich genau die nun anstehende Herausforderung«, griff Maya den Faden auf, als Anan nicht weitersprach. »Luzide Träumer müssen die Balance finden zwischen bewusstem Erleben und passivem Treibenlassen. Unser Ziel ist, dass du dich an deine Träume erinnern kannst. Dabei unterstützt die Luzidität. Gleichzeitig solltest du aber nicht zu stark in den Traumverlauf eingreifen, da du ja ein Interesse an deinen ursprünglichen, unveränderten Träumen hast. Außerdem führt eine zu starke Fokussierung auf den Traum zum Verlust der Luzidität und damit zum Aufwachen. Es muss das richtige Maß an bewusster Interaktion mit dem Traum gefunden werden. Das ist Fleißarbeit und braucht viele luzide Träume.«

Anan reagierte nicht.

»Eine weitere Gefahr ist die Fokussierung auf den Faktor des Entertainments. Viele luzide Träumer nutzen ihre Träume für die eigene Bespaßung. Sie fliegen durch die Gegend, gestalten ihre Umwelt nach ihren Vorstellungen um oder gehen sexuellen Interessen nach.«

Wieder keine Reaktion.

»Anan?«

»Ja.«

»Hast du Fragen zu dem, was ich dir eben erzählt habe?«

»Nein.«

»An was kannst du dich erinnern?«

»Die Träume waren alle relativ kurz«, sagte Anan. »Im ersten war ich zu Hause in meinem Zimmer und sah aus dem Fenster. Ich kam mir eingesperrt vor und suchte nach einem Ausgang, als plötzlich meine Hände vor meinen Augen erschienen. Dann spürte ich, dass ich nicht allein war. Ich fürchtete mich davor, mich nach der anderen Person umzuschauen. Ich hatte Angst vor ihr und versuchte ihr zu entkommen. Also öffnete ich das Fenster und sprang aus dem zweiten Stockwerk hinab. Aber die Stimme folgte mir. Sie sagte, dass ich ihr nicht entkommen konnte. Als ich landete, wachte ich auf.«

Ohne Aufforderung kam sie auf den nächsten Traum zu sprechen:
»Der zweite Traum begann in einer Raumkapsel. Ich konnte mich kaum darin bewegen und versuchte verzweifelt, meine Hände hervorzuholen. Ohne Erfolg. Ich war wie gelähmt. Unerwartet schossen meine Hände dann doch noch hervor und ich realisierte, dass ich träumte. Gleichzeitig wurde ich mir einer Person neben mir bewusst. Ich traute mich nicht, hinzuschauen, sondern flog durch die Scheibe der Kapsel und machte mich auf den Weg zurück zur Erde. Beim Eintauchen in die Atmosphäre schloss ich die Augen – und wachte auf.«

»Weißt du, wer die Person neben dir war?«

»Nein. Zumindest damals noch nicht. Sie tauchte dann im dritten und vierten Traum wieder auf.«

»Möchtest du mir auch davon erzählen?«

»Im dritten Traum war es die Person, die mich luzide werden ließ. Obwohl die Frau mich nicht berührte und ich sie nicht sah, war ihre reine Präsenz der Trigger, der mich realisieren ließ, dass ich träumte.«

»Wer war sie?«

»Ich weiß es nicht. Irgendwie kommt sie mir bekannt vor – ich weiß bloß nicht, woher. Dabei habe ich sie nie direkt angesehen. Trotzdem weiß ich, dass es sich um eine Frau handelt. Und, dass sie vollständig schwarz ist. Schwarze Schuhe, schwarzes Kleid, schwarzes Haar.«

»Wo fand der dritte Traum statt?«

»Ich stand in einem leeren Schwimmbecken, ohne Treppen, das zu tief war, um herausklettern zu können. Die Frau stand hinter mir.

Obwohl ich luzide war und sie eben noch angeschaut hatte, blieb unklar, ob sie echt oder eher ein Schatten war. Sie hielt mir ihre Hand hin, aber die dabei über mich hereinbrechende Panik führte dazu, dass ich aufwachte.«

Maya musste sich zurückhalten, ihre Vermutung zu artikulieren. Sie zwang sich zu schweigen und wartete auf den vierten Traum.

»Heute Morgen, kurz vor dem Aufwachen, hatte ich dann den vierten luziden Traum. Ich saß auf einem Turm. So einer, wie es sie vor ein paar Jahrhunderten gab. Von einer Kirche. Genauer: Ich saß auf dem Sims, außerhalb des Fensters, hoch über den Resten einer überwucherten Stadt. Das Fenster war geschlossen und ich musste fortdauernd auf der Schräge nach oben krabbeln, damit ich nicht hinab in die Tiefe stürzte. Dann ging das Fenster auf. Die Frau erschien. Wie vermutet war sie komplett in schwarz gekleidet. Ihr Gesicht war unter der großen Kapuze nicht erkennbar. Sie streckte mir die Hand entgegen. In dem Moment realisierte ich, dass ich träumte. Doch die Angst ließ nicht nach, sondern wurde sogar stärker. Die Angst vor ihr.«

»Vor der schwarz gekleideten Frau«, vergewisserte Maya sich.

»Ja. Ich hatte plötzlich keine Angst mehr davor zu fallen, sondern Panik vor ihrer Berührung. Also stieß ich mich ab.«

Maya merkte, dass sie kurz das Atmen eingestellt hatte. Was war bloß los mit ihr?

»Und dann?«

Anans Stimme schien ängstlich, als sie fortfuhr. »Sie folgte mir. Die schwarz gekleidete Frau folgte mir. Sie fiel wie ich herab und streckte mir weiter die Hand entgegen. Ich konnte mich nicht mehr darauf konzentrieren, dass ich träumte, und fühlte stattdessen, wie ich dem Traum zunehmend ausgeliefert war. Mir entglitt die Kontrolle. Sie kam immer näher, ihre Hand erreichte mich fast – und dann wachte ich schweißgebadet auf.«

Ohne es gemerkt zu haben, war Maya aufgestanden und lief Runden durch den Raum.

»Was glaubst du, bedeuten diese Träume?««

»Ich weiß es nicht. Irgendetwas an der Frau macht mir wahnsinnige Angst.«

»Sie ist die Verkörperung deiner unterdrückten Gedanken«, teilte Maya nun ihre Interpretation. »Die Psychologie identifiziert bereits seit Jahrhunderten schwarz verhüllte Gestalten als die Manifestierung von

im Unterbewusstsein existierenden unangenehmen, unterdrückten, ignorierten oder falsch verstandenen Gefühlen.«

»Welche Gedanken oder Gefühle?«

»Genau das ist die Frage. Und die Antwort wirst du erst dann finden, wenn du dich auf die Frau einlässt.«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Anan sich rückversicherte: »Ich soll mit ihr reden? Ihre Hand greifen?«

»Ja. Dein Unterbewusstsein versucht dir zu helfen. Es versucht mit dir zu kommunizieren. In der Regel tut es dies in einer schonenden Art und Weise.«

»Ich dachte, ich soll meine Träume gerade nicht manipulieren?«, wehrte Anan sich. »Wir wollten doch bloß, dass ich mich an meine unveränderten Träume erinnere?«

»Meine Vermutung ist, dass du in deinen unbewussten Träumen mit der schwarz gekleideten Gestalt interagierst – und du nun in luzidem Zustand davor zurückschreckst.«

»Ich weiß nicht«, zögerte Anan.

»Es ist vollkommen normal, gleichzeitig Widerwillen und Motivation zu verspüren«, versuchte Maya ihr entgegenzukommen. »Das ist nur natürlich. Eine gesunde Angst vor dem, was da kommen mag. Aber auch Hoffnung«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Du könntest sie zum Beispiel um Informationen bitten. Sie nach ihrer Aufgabe fragen. Bekommt das Unterbewusste die Möglichkeit, sich dir zu offenbaren, so ist die Folge oft, dass die schwarz gekleidete Gestalt sich auflöst oder mit dir verschmilzt.«

»Ich weiß nicht, ob ich das möchte.«

»Keine Eile«, ruderte Maya leicht zurück, als sie den starken Zweifel des Mädchens spürte. »Alles zu seiner Zeit.«

Und das galt auch für den Behandlungsansatz: Es war Zeit, sich auf andere Aspekte zu konzentrieren, damit sie Anan nicht vollständig verlor.

»Mir fiel noch etwas anderes bei deinen Träumen auf«, wechselte sie daher das Thema. »Eine Gemeinsamkeit, die sich wie ein roter Faden durch alle vier Episoden zog.«

Maya interpretierte die Stille als Interesse. »Dein Zimmer, aus dem du herauswolltest. Die Raumkapsel, aus der du entfloht. Das leere Schwimmbad, aus dem du nicht entkommen konntest. Und die nicht

mögliche Flucht von einem hohen Turm. In allen vier Situationen warst du in deiner Bewegung eingegrenzt. Du konntest nicht fort. Du warst gefangen.«

Die Verbindung endete.

Entgeistert starrte Maya weiter auf die nun plötzlich so leer anmutende Gartenlandschaft vor ihrem Fenster.

Victoria, Prägung Retro, Tag 4

Another day, another night, but always you ...

Das mehr als anderthalb Jahrhunderte alte Lied geisterte Victoria durch den Kopf, als sie – im Gang vor dem Klassenzimmer stehend – ihre Schüler nach und nach eintrudeln sah. Immer die gleichen Schüler. Sechs Tage die Woche – lediglich Sonntag war schulfrei. Immer die gleichen Diskussionen und Verhaltensweisen. Wiederholungen über Wiederholungen.

Das Lied hatte eine fröhliche Melodie und transportierte eine positive Nachricht. Leider passte es damit nicht im Geringsten zum momentanen Geisteszustand der Retro.

Es war einer ihrer schwärzeren Tage. Seit dem Tod ihres Sohnes Adam vor drei Jahren hatten sich diese gemehrt. Schon seit ihrer Jugend wurde Victoria als eher zurückgezogene und emotionslose Person wahrgenommen. Eine gewisse Grantigkeit wurde ihr aber erst in den letzten paar Jahren unterstellt. Ungeduld. Fehlende Souveränität. Engstirnigkeit.

Eigentlich unverschämt! Wenn hier jemand als engstirnig bezeichnet werden konnte, dann mit Sicherheit ihre Schüler und nicht sie. Bereits vor Schulbeginn formierten die Teenager sich in ihren Cliques. Sie suchten die Vertrautheit. Immer sauber nach Prägungen sortiert.

Zwei Trans liefen an ihr vorbei, sie mit dem erwarteten »Guten Morgen, Frau Victoria« grüßend. Sie nickte kurz, den Blick auf die dahinter folgenden drei Denas richtend. Sie merkte, wie negative Gefühle durch ihren Brustkorb und Bauch wallten.

Ablehnung.

Abscheu.

Fast schon Hass.

Auch im Klassenraum lösten die Schüler sich nur schwerfällig aus ihren homogenen Gruppierungen. Sie betrachteten sich im Vergleich zu den anderen Prägungen als besser. Auf einer höheren Entwicklungsstufe. Dabei übersahen sie einen wichtigen Fakt: Mit Ausnahme der Retro waren sie allesamt lebende Sünden. Die inkarnierte Abkehr von Gott. Ungeweiht. Gottlos. In der heutigen Zeit waren bloß die Retro noch dem Vater nachempfunden. Die Psyphas, Denas, Trans und zum gewissen Grad auch die Omega hatten sich

von der reinen Schöpfung entfernt. Nichts anderes als Blasphemie war die Verfälschung des menschlichen Geistes und Körpers mithilfe von Psychopharmaka, Genetik, Technologie und anderen Hilfsmitteln. Die Menschheit begab sich auf gefährliches Terrain, wenn sie versuchte, sich selbst zu einer Gottheit weiterzuentwickeln. Zu einem unsterblichen Wesen.

Victoria setzte ein Lächeln auf, als sie merkte, dass ihre Miene vermutlich die gefühlte Abscheu widerspiegelte. Sie durfte ihre Empfindungen nicht zu stark zeigen. Sie hatte eine Aufgabe zu erfüllen. Beziehungsweise zwei. Eine offizielle und eine inoffizielle. Wobei die Letztere die weitaus Wichtigere war: denn diese fokussierte auf die Rettung von Seelen.

Und wo sie schon bei dem Thema war ...

»Zoe!«

Wie so oft kam die Psyphas als eine der wenigen allein daher. Auf Victorias Ruf hin lächelte sie freundlich und blieb vor ihrer Lehrerin stehen. Wie die anderen Schüler trug auch sie eine blaue Hose und einen gleichfarbigen Pullover. Und doch wirkte sie anders. Individuell. Fehlplatziert.

»Guten Morgen, Frau Victoria«, grüßte sie.

»Guten Morgen«, erwiderte die Retro, bevor sie Zoe zur Seite nahm. Das Mädchen schien unbesorgt und wartete schweigsam ab.

»Zoe, was hast du gestern nach der Schule gemacht?«

Verwundert kräuselte sich Zoes Stirn. »Gestern? Nichts Besonderes. Ich habe mich mit einem neuen Bekannten unterhalten und bin dann nach Hause gegangen. Gelesen, ein wenig im Garten gegessen, Musik gehört, gegen elf ins Bett. Warum?«

Der Gesichtsausdruck war offen, aufrichtig interessiert.

Victoria schwankte bei der jungen Psyphas immer zwischen zwei Wahrnehmungen:

Die eine war die eines unbedarften, fast schon naiven Kindes. Zoe war in der Klasse eher unauffällig, interagierte relativ wenig mit ihren Altersgenossen und zeigte auch sonst ein geringes Interesse an anderen. Still, in sich zurückgezogen, aber immer höflich und hilfsbereit.

Die andere Wahrnehmung war die eines hochintelligenten Menschen, der zu viel für sein Alter zu verstehen schien. In Mathematik

und Argumentation zeigte das Mädchen extreme Stärken und war jedem anderen Schüler der zehnten Klasse haushoch überlegen.

»Ich habe zufällig gesehen, wie du in das Restaurant gegenüber gegangen bist. Hast du jemanden dort getroffen?«

Zoe zögerte einen Moment lang. Victoria vermutete, dass die Schülerin abwägte, ob sie ihre Frage beantworten sollte. Immerhin ging die Lehrerin das Privatleben ihrer Schüler nichts an.

»Lennon«, antwortet das Mädchen dann in ruhigem Tonfall.

»Lennon?«

In diesem Fall schien Zoe unsicher, was die Frage war, daher legte Victoria nach:

»Den Konstabler? Kennst du ihn gut? Wie ist deine Beziehung zu ihm?«

Zoe lachte, einen Moment lang ganz die Teenagerin. »Keine Beziehung. Ich habe ihn gestern zum ersten Mal getroffen. Anscheinend hat er ein Interesse an den rezenteren Fällen von akademischen Höchstleistungen.«

»Warum?«

Zoe zuckte die Achseln. »Das habe ich ihn nicht gefragt.«

»Und sein Interesse kam dir nicht merkwürdig vor?«

Hier überlegte sie kurz. »Zu dem Zeitpunkt nicht. Da er ein Konstabler ist, habe ich mich eher in der antwortenden Rolle gesehen.«

»Was wollte er genau wissen?«

»Er fragte nach meinen Schulleistungen. Ob es da eine starke Verbesserung gegeben habe. Wie es mir emotional gehe. Ob ich mich an der Schule wohlfühle.«

»Und was hast du geantwortet?«, wollte Victoria wissen. »Ich meine auf seine Frage hin, wie es dir emotional gehe.«

Sie zuckte erneut die Achseln. »Dass es gute und schlechte Momente gibt. So, wie es sich für eine Teenagerin gehört.«

»Wirklich?« Victoria wartete einen Augenblick lang. »Ich meine beobachtet zu haben, dass du in der letzten Zeit eher leise bist. Du machst in der Regel einen eher unglücklichen Eindruck.«

Zoe schien ernsthaft zu überlegen. »Nein, nicht wirklich.« Sie lachte. »Wobei in den ersten Stunden vielleicht. Ich hasse frühes Aufstehen.«

Victoria setzte ein gekünsteltes Lächeln auf und fuhr mit der Hand in gespielter Sorge an der Schulter des Kindes entlang. »Das freut mich zu hören. Dann ab in den Klassenraum mit dir.«

Mit einem kurzen Nicken verschwand Zoe im Klassenraum.

Nachdenklich sah Victoria der Psyphas hinterher. Sie mochte wie ein Kind reden. Doch ihr Gang sprach eine andere Sprache: Er war schwer, fast schon bedacht. Bewegungen wie die einer Vierzigjährigen, die mit dem Leben gekämpft hatte.

Die Lehrerin seufzte. Sie tat ihr leid, dieses Mädchen. Und sie verabscheute, dass sie ihren Anteil an dem anstehenden Leiden Zoes haben würde. Aber Victoria hatte keine Wahl ...

In ihrem kleinen Heftchen, das sie für ihre zweite, inoffizielle Aufgabe nutzte, versah sie Zoe mit einer weiteren Herabstufung. Die Bewertung sah zunehmend bedrohlich aus. Die Extraktion des Mädchens schien ihr eine baldige Notwendigkeit.

Victoria steckte das schwarze Heft zurück in die Tasche ihres Kleides und betrat den Klassenraum.

Zeit für einen weiteren Tag der Wiederholungen.

Lennon, Prägung Omega, Tag 6

Ararat war klein, innerstädtische Transportmittel boten daher eigentlich kaum einen Nutzen. Außerdem war das Klima weitgehend kontrolliert, sodass Lennon nicht einmal einen Regenschauer fürchten musste. Gleichwohl fuhr er heute mit einem Personentransporter zum Einsatzort.

Die ihm übermittelten Informationen beunruhigten ihn über alle Maßen und er schwitzte unkontrolliert. Nervös die Finger knetend, fühlte er sich emotional in die Teenagerjahre versetzt. Er kam sich wie damals hilflos und klein vor. Er spürte eine diffuse Verängstigung.

Der kurze Satz, der plötzlich in seinem Blickfeld aufgetaucht war, hatte sich mental eingebrannt:

Häuslicher Vorfall der Kategorie 1: Vier Opfer, inklusive der vermuteten Täterin.

Seine Gedankengänge führten ihn immer wieder auf die gleiche Frage: Wiederholte sich die Geschichte?

Nein, schalt er sich. Er durfte nicht zu früh Schlussfolgerungen ziehen. Er würde sich einen Eindruck vor Ort verschaffen und neutral und unbefangen an die Angelegenheit herangehen.

Die unbewusst geballten Fäuste öffnend, hob er den Blick und sah auf die vorbeiziehende Stadtlandschaft. Der Einsitzer fuhr leise und autonom durch die weitgehend leeren Straßen. Neben dem zentralen Hauptring mit den öffentlichen Gebäuden und den Restaurants bestand Ararat ausschließlich aus drei Typen von Bauten: Wohnhäuser, Arbeitsstätten und einer Kombination beider. Letztere waren bis vor etwa zehn Jahren die am stärksten vertretene Konstruktionsform gewesen. Die Ausführung beinhaltete in der Regel mehrere Einzelhäuser, die in einem Kreis errichtet worden waren. In der Mitte trafen sich die Arbeitsbereiche, bestehend aus Büros und Laboren. Das Layout erlaubte einen verstärkten, fast schon erzwungenen zwischenmenschlichen Austausch.

Zumindest im beruflichen Umfeld. Im Nachhinein sicherlich ein Konzept, das schleichend zur weiteren Segregation beigetragen hatte. Die ersten Gruppierungen zu acht Einheiten waren zwar noch durch Familien unterschiedlicher Prägung bezogen worden. Doch mit dem zunehmenden Bevölkerungswachstum und der damit einhergehenden

Neukonstruktion weiterer Wohn- und Arbeitseinheiten, hatte sich ein Trend zu homogenen Gemeinschaften ergeben. Psyphas zogen zu Psyphas, Denas zu Denas ... Aus einem reinen Effizienzgedanken heraus war dies nachvollziehbar, sogar folgerichtig. Denn die Arbeits- und Forschungsgebiete der einzelnen Prägungen überlappten sich nur begrenzt. Der professionelle Austausch zwischen zwei Trans machte daher deutlich mehr Sinn als der zwischen einem Trans und einem Denas.

Um diesem Problem beizukommen, müssten die Arbeitsgebiete nicht länger nach Prägung aufgeteilt werden, sondern alle Prägungen müssten in allen Arbeitsgebieten tätig werden. Dies passte jedoch nicht zu den Fähigkeiten und Präferenzen der Prägungen. Eine Denas hatte ein inhärentes Interesse am Genom, ließ sich dagegen kaum für die Wissenschaft der Psychopharmaka begeistern. Gemeinsam hatten hingegen so gut wie alle professionellen Beschäftigungen, dass sie fast ausschließlich auf kognitiven Fähigkeiten aufbauten: Kreativität und Analysefähigkeit. Es gab längst keine von Menschen betriebene Agrikultur mehr, keine durch Menschen beaufsichtigte Industrie und nur wenig von Menschen angebotenes Dienstleistungsgeschäft.

Diese professionelle Zäsur lag zeitlich gesehen noch vor der Abreise der beiden Archen. Mechanisierung und Automatisierung hatten dazu geführt, dass der Mensch den Maschinen nur noch in einer Hinsicht überlegen war: Das Denken blieb der Menschheit damals als einziges Alleinstellungsmerkmal erhalten.

Damals.

Seitdem war AKI längst in die Sphäre intelligenter Wesen vorgedrungen. Dass auch heute noch viele Menschen einer Beschäftigung nachgingen, lag damit an einer Kombination aus einer sich nicht kognitiv weiterentwickelnden AKI und an dem menschlichen Drang, sich sinnvoll beschäftigen zu wollen. Die neue Arbeitswelt hatte den großen Vorteil, dass der Mensch nicht länger in die Fabrik fahren musste. Auf das Feld. In ein Büro. Die Arbeitsleistung bestand aus Gehirnaktivität, die kaum Platz brauchte. Die Stadt blieb kompakt, die Menschen lebten in unmittelbarer Nähe zueinander.

Der Einsitzer hielt an und gab den Weg nach draußen frei. Verwundert stieg Lennon aus und drehte sich einmal im Kreis. Er hatte erwartet, sich in einem Wohngebiet der Psyphas wiederzufinden. Stattdessen war dies eine bevorzugt durch Denas bewohnte Gegend.

»Welche Prägungen?«, fragte er leise.

Als er nun seinen Blick über die Wohnungen schweifen ließ, zeigten seine Kontaktlinsen bei jedem Haus die dort wohnende Prägung. Wie erwartet, war die Gegend sehr homogen. Auch die Einheit, vor der er nun stand, wurde von Denas bewohnt. Zumindest bis vor einer halben Stunde, bevor das Kind ihre beiden Mütter, ihre zehn Jahre alte Schwester und sich selbst vergiftet hatte.

Das Kind.

Denn die Mörderin war kaum fünf Jahre alt gewesen.

Mit wachsendem Widerwillen lief Lennon die wenigen Meter Gehweg zur Haustür. Er glaubte zu wissen, wer hier lebte. Beziehungsweise gelebt hatte.

Die Tür glitt zur Seite, eine ihm bekannte Stimme rief: »Im Wohnzimmer!«

Lennon trat in den Flur und steuerte die erste nach links abgehende Tür an. Die Wohneinheiten dieses Typus hatten alle den gleichen Aufbau, lediglich die Einrichtung unterschied sich.

Da es sich hier um einen Denas-Haushalt handelte, überraschte es Lennon nicht, dass die Räume mit Kunstgegenständen dekoriert waren. Jede Denas-Familie schien ihren eigenen Fetisch zu haben. In diesem Falle hatte der Haushalt eine Vielzahl abstrakter Gemälde von Künstlern wie Pollock angesammelt. Mit ihren größeren und besser vernetzten Gehirnen schienen die Denas den chaotischen Farbenexplosionen tiefere Bedeutung abverlangen zu können. Leise Musik spielte im Hintergrund. Eine scheinbar wahllose Abfolge von Tönen.

Wie stark hatten sich die Hobbies und Vorlieben der Prägungen doch bereits voneinander entfernt!

»Hey, Lennon«, begrüßte ihn Mick, einer der insgesamt fünf Konstabler von Ararat. Natürlich hätte AKI auch seinen und Lennons Job übernehmen können, aber zumindest bis zum heutigen Tag fühlte die Menschheit sich mit einem menschlichen *Freund und Helfer* wohler. AKIs Beiträge fokussierten sich mit Absicht auf die wirtschaftlich wertschöpfenden und lebenserhaltenden Tätigkeiten, während die Konstabler die künstliche Intelligenz bei der Navigierung der sozialen und emotionalen Minenfelder der Menschheit unterstützten.

»Wir haben gelüftet«, erklärte Mick. »Es liegt keine Gefahr mehr vor.«

»Hergang?«, fragte Lennon, den Tatort überfliegend. Er hatte recht gehabt und kannte die Familie flüchtig. Die beiden Erwachsenen waren Pam und Claire, an die Namen der Töchter konnte er sich nicht erinnern – sein EPA würde ihm da sicherlich weiterhelfen können.

»Die Jüngste hat hier im Wohnzimmer eine Blausäure-Ampulle zerbrochen«, erklärte Mick. »Sie hat dann draußen gewartet und nachdem die Konzentration in der Luft etwa 4.000 ppm erreichte, hat sie den Raum zusammen mit ihrer Schwester betreten. Als diese zusammenbrach, hat sie nach ihren beiden Müttern gerufen.«

Er zeigte auf die Anordnung der Leichen. Die Zehnjährige lag in der Mitte, die beiden Mütter rahmten sie auf beiden Seiten ein.

»Ein Unfall?«, fragte Lennon.

»Leider nicht. Dagegen spricht, dass das Mädchen nach dem Zerbrechen der Ampulle – wir wissen noch nicht, woher sie diese hatte – vor dem Raum gewartet hat, bis das Gift sich ausreichend verbreitet hatte. Außerdem spritzte sie sich selbst wohl eine geringe Dosis von Natriumthiosulfat, um den eigenen Tod hinauszuzögern. Sie starb als Letzte.«

Tatsächlich lag die Fünfjährige teilweise auf ihrer Familie – es sah so aus, als versuche sie, die anderen zu umarmen.

Langsam näherte Lennon sich den vier Toten. Zwei Sofas und eine Hängematte, ein paar Spielzeuge und vor allem Bilder an den Wänden suggerierten eine heile und beschützte Familienwelt. Und doch war es zu einer großen Tragödie gekommen.

»Musik und Bilder aus«, sagte er leise.

Die Geräuschkulisse verklang und bis auf ein Bild verschwanden die Darstellungen an den Wänden. Bei dem verbleibenden Bild handelte es sich somit nicht um ein Display, sondern um ein echtes Kunstwerk.

Die Gesichter der Toten schienen unwirklich. Die Augen waren offen, der Blick gebrochen. Doch es war vor allem das Fehlen von jeglichen Haaren und die ovalen hohen Schädel, die im Tod noch unnatürlicher als im Leben aussahen. Dazu sah die Zehnjährige bereits fast genau so aus, wie ihre beiden Mütter. Pam war mit fast siebzig Jahren die Seniorin des Haushalts. Die ältere Tochter stammte aus ihrer zweiten Ehe. Claire war Pams dritte Lebenspartnerin und kaum dreiundzwanzig Jahre alt. Zusammen hatten sie das jüngste Mitglied

der Familie designed, ausbrüten lassen und großgezogen. Zwischen der Jüngsten und der Ältesten lagen fünfundsechzig Jahre, doch alle sahen – von ihrer Körpergröße mal abgesehen – ähnlich aus. Keine der Frauen hatte Falten oder zeigte sichtbare Alterserscheinungen.

»Trotzdem immer noch merkwürdig, oder?«, fragte Mick, Lennons Gedanken erratend.

»Auch wenn sie alle ähnlich aussehen, sind sie innerlich unterschiedlich alt«, sagte Lennon. »Pam ist mehr als eine Generation älter als ich, Claire fast eine Generation jünger. Dementsprechend bin ich mit keiner von beiden in die Schule gegangen.«

Mick nickte langsam. »Die Biologie kann manipuliert werden, alle sehen irgendwann ähnlich aus. Aber das ist nur das Äußere. Da drinnen bleibt jeder ein Individuum. Mit unterschiedlichem Wissen, Interessen und Bekanntenkreisen. Mit individuellen Erfahrungen.«

Seine Augen suchten kurz die von Lennon. Vermutlich um zu prüfen, ob ihm das Gespräch zu philosophisch wurde.

»Würde mich nicht wundern, wenn eines Tages eine Hundertzwanzigjährige mit der Urenkelin einer einstigen Verflorenen zusammenkommt«, sinnierte er dann. »Ab und zu wünsche ich mir die Welt vor der zweiten Jahrtausendwende zurück!«

»Irgendeinen Zweifel am Tathergang?«, versuchte Lennon das Gespräch zum eigentlichen Grund für ihre Anwesenheit zurückzuführen.

»Nein«, erwiderte Mick, sich aufrichtend. »AKI hat den Hergang aus den EPAs, den CTS, der Geräuschkulisse im Zimmer, den Bewegungsprofilen und den biologischen Daten eindeutig rekonstruiert.«

»AKI ist nicht eingeschritten?«

»Nein«, antwortete Mick. »Wahrscheinlich blieb dazu nicht mehr die Zeit.«

»Und das Motiv?«

Mick schnalzte mit der Zunge. »Ganz wie ich dich kenne: Zielgenau findest du die Schwachstelle.« Er zuckte die Achseln. »Wir wissen es nicht. Gemäß AKI meinte die Jüngste, dass sie ihrer älteren Schwester mit dem Mord einen Gefallen tue. Sie würde ihr damit viel Leid ersparen.«

Eine innere Leere erfüllte schlagartig Lennons Brustkorb.

Leid ersparen ...

Ley vor bald zwanzig Jahren ...
Dieses junge Mädchen im Hier und Jetzt ...
Ähnliche letzte Worte.
Aber unterschiedliche Prägungen.
Nicht nur die Psyphas, sondern auch die Denas wiesen suizidale
Tendenzen auf!